

Elternschaft jenseits der Biologie.

Warum Menschen Pflegeeltern werden.

Autorinnen: Olivia Bossert & Nicole
Neuenschwander

Vertiefungsrichtung: Sozialpädagogik

Studienjahrgang: TZ 2021-2026

E-Mail: olivia.bossert@stud.hslu.ch;
nicole.neuenschwander@stud.hslu.ch

Datum: 2. Juli 2026

Diese Arbeit wurde am 2. Juli 2026 an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit eingereicht. Für die inhaltliche Richtigkeit und Vollständigkeit wird durch die Hochschule Luzern keine Haftung übernommen.

Studierende räumen der Hochschule Luzern Verwendungs- und Verwertungsrechte an ihren im Rahmen des Studiums verfassten Arbeiten ein. Das Verwendungs- und Verwertungsrecht der Studierenden an ihren Arbeiten bleibt gewahrt (Art. 34 der Studienordnung).

Studentische Arbeiten der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit werden unter einer Creative Commons Lizenz im Repositorium veröffentlicht und sind frei zugänglich.

Originaldokument gespeichert auf LARA – Lucerne Open Access Repository and Archive
der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern



Urheberrechtlicher Hinweis:

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz (CC BY-NC-ND 3.0 CH) Lizenzvertrag lizenziert.

Um die Lizenz anzuschauen, gehen Sie bitte zu <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch>

Sie dürfen:



Teilen — das Material in jedwedem Format oder Medium vervielfältigen und weiterverbreiten.

Zu den folgenden Bedingungen:



Namensnennung — Sie müssen angemessene Urheber- und Rechteangaben machen, einen Link zur Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Diese Angaben dürfen in jeder angemessenen Art und Weise gemacht werden, allerdings nicht so, dass der Eindruck entsteht, der Lizenzgeber unterstütze gerade Sie oder Ihre Nutzung besonders.



Nicht kommerziell — Sie dürfen das Material nicht für kommerzielle Zwecke nutzen.



Keine Bearbeitungen — Wenn Sie das Material remixen, verändern oder darauf anderweitig direkt aufbauen dürfen Sie die bearbeitete Fassung des Materials nicht verbreiten.

Keine weiteren Einschränkungen — Sie dürfen keine zusätzlichen Klauseln oder technische Verfahren einsetzen, die anderen rechtlich irgendetwas untersagen, was die Lizenz erlaubt.

Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten.

Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte nach Schweizer Recht unberührt.

Eine ausführliche Fassung des Lizenzvertrags befindet sich unter

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch/legalcode.de>

Vorwort der Studiengangleitung Bachelor

Die Bachelor-Arbeit ist Bestandteil und Abschluss der beruflichen Ausbildung an der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit. Mit dieser Arbeit zeigen die Studierenden, dass sie fähig sind, einer berufsrelevanten Fragestellung systematisch nachzugehen, Antworten zu dieser Fragestellung zu erarbeiten und die eigenen Einsichten klar darzulegen. Das während der Ausbildung erworbene Wissen setzen sie so in Konsequenzen und Schlussfolgerungen für die eigene berufliche Praxis um.

Die Bachelor-Arbeit wird in Einzel- oder Gruppenarbeit parallel zum Unterricht im Zeitraum von mehreren Monaten geschrieben. Gruppendynamische Aspekte, Eigenverantwortung, Auseinandersetzung mit formalen und konkret-subjektiven Ansprüchen und Standpunkten sowie die Behauptung in stark belasteten Situationen gehören also zum Kontext der Arbeit.

Von einer gefestigten Berufsidentität aus sind die neuen Fachleute fähig, soziale Probleme und Entwicklungspotenziale als ihren Gegenstand zu beurteilen und zu bewerten. Denken und Handeln in Sozialer Arbeit ist vernetztes, ganzheitliches Denken und präzises, konkretes Handeln. Es liegt daher nahe, dass die Diplomand_innen ihre Themen von verschiedenen Seiten beleuchten und betrachten, den eigenen Standpunkt klären und Stellung beziehen sowie auf der Handlungsebene Lösungsvorschläge oder Postulate formulieren.

Ihre Bachelor-Arbeit ist somit ein wichtiger Fachbeitrag an die breite thematische Entwicklung der professionellen Sozialen Arbeit im Spannungsfeld von Praxis und Wissenschaft. In diesem Sinne wünschen wir, dass die zukünftigen Fachleute der Sozialen Arbeit mit ihrem Beitrag auf fachliches Echo stossen und ihre Anregungen und Impulse von den Fachkreisen aufgenommen werden.

Luzern, im August 2026

Hochschule Luzern, Soziale Arbeit
Studiengangleitung Bachelor Soziale Arbeit

Abstract

Die Bachelorarbeit «Elternschaft jenseits der Biologie» von Olivia Bossert und Nicole Neuenschwander untersucht, welche Motive zur Übernahme einer Pflegeelternschaft sich bei potenziellen Pflegeeltern finden lassen und welche Faktoren ihren Entscheidungsprozess prägen. Der theoretische Bezugsrahmen umfasst gesellschaftliche Familienleitbilder sowie entscheidungs- und motivationspsychologische Ansätze. Die empirische Untersuchung basiert auf sechs leitfadengestützten Interviews, die nach Mühlfeld et al. ausgewertet wurden. Die Ergebnisse zeigen, dass Generativität, Wegbegleitung und Beziehung, Kompetenzerleben und persönliche Entwicklung sowie Sinnstiftung zentrale Motive für die Übernahme einer Pflegeelternschaft darstellen. Gleichzeitig wird deutlich, dass diese Motive allein noch nicht zur Entscheidung führen, eine Pflegeelternschaft zu übernehmen. Der Weg zur Pflegeelternschaft ist als mehrstufiger Entscheidungsprozess zu verstehen, in dem biografische Wendepunkte und konkrete Berührungspunkte die vorhandenen Motive aktivieren und Pflegeelternschaft überhaupt als mögliche Lebensperspektive in den Blick rücken lassen. Pflegeelternschaft wird dann zu einer konkreten Handlungsoption, wenn sie aufgrund persönlicher, sozialer, gesellschaftlicher und institutioneller Ressourcen als bewältigbar erscheint.

Die aus den Ergebnissen abgeleiteten Handlungsempfehlungen für die Soziale Arbeit zur Gewinnung geeigneter Pflegeeltern umfassen die Sichtbarmachung der vielfältigen Formen von Pflegeelternschaft sowie die gezieltere Ansprache potenzieller Pflegeeltern und deren professionelle Begleitung.

¹ Für die Kürzung des Abstracts auf die vorgegebene Zeichenzahl wurde OpenAI. (2026). ChatGPT Juli Version GPT-5.5. <https://chatgpt.com/> verwendet.

Danksagung

An dieser Stelle möchten wir uns herzlich bei allen Personen bedanken, die uns bei der Entstehung dieser Bachelorarbeit unterstützt und begleitet haben. Ein besonderer Dank gilt unserem Begleiter von der HSLU, Marius Metzger, für seine wertvollen Inputs, die fachliche Unterstützung sowie die konstruktive Begleitung während des gesamten Arbeitsprozesses. Ebenso danken wir Michelle Sutter von der Fachstelle Kinderbetreuung Luzern für das spannende Fachgespräch und die offenen Einblicke in die Arbeit einer Fachstelle. Ein weiterer herzlicher Dank gilt Monika Schwegler von der Fachstelle Pflegekind Bern für die tatkräftige Unterstützung bei der Vermittlung von Kontakten zu Interviewteilnehmenden. Zudem bedanken wir uns bei Lesley Bailer von der Schweizerischen Fachstelle Pflegefamilie SFP für die Unterstützung bei der Suche nach Interviewteilnehmenden durch das Teilen unseres Aufrufs im Newsletter der Fachstelle. Die grosse Offenheit und grosszügige Unterstützung aller beteiligten Fachpersonen hat uns verdeutlicht, wie bedeutsam das Thema Pflegeelternschaft ist und wie wichtig es bleibt, diesem gesellschaftlich mehr Sichtbarkeit zu verleihen. Ganz besonders danken wir schliesslich allen Interviewteilnehmenden. Durch ihre Zeit, ihr Vertrauen und ihre Offenheit haben sie diese Arbeit überhaupt erst ermöglicht. Die persönlichen Einblicke in ihre Erfahrungen, Gedanken und Lebensgeschichten waren für unsere Forschung und auch für uns persönlich sehr wertvoll.

Inhaltsverzeichnis

Abstract.....	I
Danksagung	II
Inhaltsverzeichnis	III
1 Einleitung	1
1.1 Ausgangslage	1
1.2 Relevanz für die Soziale Arbeit	6
1.3 Erkenntnisinteresse und Fragestellungen	7
1.4 Abgrenzung	8
1.5 Aufbau der Arbeit	8
2 Grundlagen zum Thema	9
2.1 Pflegeelternschaft: Begriffsverständnis, Formen und Voraussetzungen	9
2.2 Rechtliche Grundlagen	11
2.3 Wie ist das Pflegekinderwesen in der Schweiz organisiert?	13
2.4 Platzierungsprozess	14
2.5 Forschungsgrundlagen	16
2.5.1 <i>Motive von Pflegeeltern</i>	16
2.5.2 <i>Akquise neuer Pflegeeltern</i>	17
2.5.3 <i>Weiterer Forschungsbedarf</i>	18
3 Theoretische Perspektiven auf Elternschaft, Motive und Entscheidungsprozesse .	19
3.1 Familienleitbilder	20
3.2 Entscheidungsprozess anhand des Rubikon-Modells	22
3.3 Entstehung von Motivation anhand der Selbstbestimmungstheorie	23
3.4 Entscheidung treffen anhand der Selbstwirksamkeitstheorie	24
4 Forschungsdesign	24
4.1 Datenerhebung mittels leitfadengestützten Interviews	25

4.2	Sampling.....	26
4.3	Durchführung	28
4.4	Datenaufbereitung und Datenauswertung	28
4.5	Limitation der Forschung	30
5	Darstellung der Forschungsergebnisse	31
5.1	Wie kommt Pflegeelternschaft als mögliche Handlungsoption ins Leben?	31
5.1.1	<i>Biografische Prägungen als Grundlagen von Offenheit und Motivation</i>	<i>31</i>
5.1.2	<i>Zugang – Wie Pflegeelternschaft in den Blick kommt</i>	<i>33</i>
5.1.3	<i>Aktivierung – Wann wird Pflegeelternschaft zur Handlungsoption?.....</i>	<i>35</i>
5.2	Motive & Sinnkonstruktionen	37
5.2.1	<i>Fürsorge und gesellschaftlicher Beitrag als normative Orientierung</i>	<i>37</i>
5.2.2	<i>Beziehung, Bindung und Familienvorstellungen als emotionaler Kern.....</i>	<i>38</i>
5.2.3	<i>Sinn, persönliche Ressourcen und Entwicklung als Mittel zur Selbstwirksamkeit</i>	<i>40</i>
5.3	Wahrnehmung von Ressourcen	41
5.3.1	<i>Soziale Ressourcen.....</i>	<i>41</i>
5.3.2	<i>Gesellschaftliche Ressourcen.....</i>	<i>42</i>
5.3.3	<i>Institutionelle Ressourcen</i>	<i>42</i>
5.4	Ambivalenzen als Teil des Entscheidungsprozesses	44
6	Diskussion der Forschungsergebnisse	45
6.1	Wie Pflegeelternschaft zur Option wird	46
6.2	Elternschaft und Familie neu verstehen	47
6.3	Zwischen Fürsorge und Selbstverwirklichung	48
6.4	Selbstwirksamkeit als Voraussetzung	49
6.5	Gesellschaftliche (Un-)Sichtbarkeit	50
6.6	Pflegeelternschaft als Aushandlungsprozess	51
6.7	Kritische Reflexion	52
7	Schlussfolgerungen für die Praxis der Sozialen Arbeit	53
7.1	Handlungsempfehlungen für die Praxis der Sozialen Arbeit.....	53

7.1.1	<i>Pflegeelternschaft sichtbarer und zugänglicher machen</i>	53
7.1.2	<i>Potenzielle Pflegeeltern differenzierter ansprechen</i>	55
7.1.3	<i>Selbstwirksamkeit im Entscheidungsprozess stärken</i>	55
7.1.4	<i>Reflexionsräume für Ambivalenzen schaffen</i>	57
7.1.5	<i>Pflegeelternschaft als geteilte Verantwortung verstehen</i>	57
7.1.6	<i>Begriffliche Sensibilisierung</i>	58
7.2	Beantwortung Praxisfrage	60
8	Fazit und Ausblick	61
9	Literatur- und Quellenverzeichnis	63
10	Anhang	67
A	Interviewleitfaden	67
B	Deduktive Kategorien für Interviewleitfaden	70
C	Einwilligungserklärung	71

Die gesamte Bachelorarbeit wurde von den Autorinnen gemeinsam verfasst.

1 Einleitung

Die Motivation für diese Bachelorarbeit entstand aus Beobachtungen in unserem persönlichen Umfeld sowie aus gesellschaftlichen Diskursen über Elternschaft und Familie. Gemäss unserer Wahrnehmung wird das Bild von Familie häufig primär mit biologischer beziehungsweise leiblicher Elternschaft verbunden. Der Wunsch nach «eigenen Kindern» scheint einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert zu haben und oft mit Vorstellungen von persönlicher Erfüllung, Identität und einem vollständigen Familienleben verknüpft zu werden.

Pflegefamilien verdeutlichen jedoch, dass Elternschaft auch unabhängig von biologischer Verwandtschaft gelebt werden kann. Die Entscheidung, auf diesem Weg Verantwortung für ein Kind zu übernehmen, scheint bei dieser Form von Elternschaft auf anderen gewichtigen Motiven zu beruhen. Vor diesem Hintergrund interessierte uns, was Menschen dazu veranlasst, Pflegeeltern zu werden. Von Interesse waren neben den dahinterliegenden Motiven der Befragten auch die Faktoren, die ihr Interesse an einer Pflegeelternschaft weckten und ihre Motivation prägten, diese als mögliche Option für den eigenen Lebensentwurf in Betracht zu ziehen. Unserer Wahrnehmung nach wird Pflegeelternschaft in der Öffentlichkeit häufig vor allem im Zusammenhang mit Belastungen und Herausforderungen thematisiert. Daher wollten wir im Rahmen unserer Arbeit auch die bestärkenden Aspekte von Pflegeelternschaft erfragen und aufzeigen, um so zu einem differenzierteren Verständnis dieser Familienform beitragen zu können. Als angehende Fachpersonen der Sozialen Arbeit ist es uns ein Anliegen, die Diversität familiärer Lebensformen sichtbarer zu machen. Diese Vielfalt verstehen wir als gesellschaftliche Ressource, die unterschiedliche Lebensrealitäten anerkennt und dazu beitragen kann, Kindern bedürfnisgerechte und verlässliche Orte des Aufwachsens zu eröffnen als auch Erwachsene von der Erwartung zu entlasten, einem normativen Familienideal entsprechen zu müssen. Mit dem Fokus auf Pflegefamilien möchten wir dazu beitragen, dass diese bedeutsame Form von Elternschaft von mehr Menschen als mögliche Lebensperspektive wahrgenommen wird.

1.1 Ausgangslage

Dieses Kapitel erläutert die Bedeutung der ausserfamiliären Unterbringung von Kindern und Jugendlichen im Kontext des schweizerischen Kinderschutzes und ordnet die Rolle von Pflegefamilien innerhalb dieses Systems ein. Zudem wird die aktuelle Versorgungssituation skizziert und die Forschungsfrage abgeleitet.

Nachfolgend wird der Begriff «*Kind*» als übergeordnete Bezeichnung für Personen unter 18 Jahren verwendet. Sofern nicht anders ausgewiesen, schliesst er daher sowohl Säuglinge und Kinder als auch Jugendliche ein. Die Bezeichnung «*Pflegekind*» wird in der vorliegenden Arbeit für

minderjährige Kinder verwendet, die vorübergehend oder dauerhaft, entweder ganz oder teilweise nicht bei ihren leiblichen Eltern bzw. einem leiblichen Elternteil leben können (Berner et al., 2020, S. 62).

Die Präambel des Übereinkommens über die Rechte des Kindes (UN-KRK) benennt die Erkenntnis, «dass das Kind zur vollen und harmonischen Entfaltung seiner Persönlichkeit in einer Familie und umgeben von Glück, Liebe und Verständnis aufwachsen sollte». Die Frage, unter welchen Bedingungen Kinder sicher aufwachsen und ihr Entwicklungspotenzial entfalten können, gehört zu den zentralen Themen des Kinder- und Jugendschutzes und erhält somit dort besondere Bedeutung, wo familiäre Lebensbedingungen das Wohl und die Entwicklung eines Kindes beeinträchtigen. Die Konferenz der kantonalen Sozialdirektorinnen und Sozialdirektoren (SODK) und die Konferenz für Kindes- und Erwachsenenschutz (KOKES) weisen diesbezüglich auf die zentrale Aufgabe der involvierten Akteur:innen hin, die Integrität von Kindern und Jugendlichen zu schützen sowie ihre Entwicklung zu fördern, indem sie bei einer Gefährdung in der Herkunftsfamilie geeignete und notwendige Massnahmen anbieten (SODK & KOKES, 2020, S. 6-7). Die UN-KRK hält diesbezüglich fest, dass bei allen Massnahmen, die Kinder betreffen, das Wohl des Kindes vorrangig zu berücksichtigen ist (Art. 3 Abs. 1).

In der Schweiz wachsen zahlreiche Kinder unter Bedingungen auf, die ihre gesunde Entwicklung gefährden. Schätzungen zufolge leben in der Schweiz rund 200'000 Kinder, deren Entwicklung erheblich beeinträchtigt ist (Wanner, 2023). Gemäss der KOKES-Statistik zum Bestand von Kindern mit Schutzmassnahme waren Ende 2024 insgesamt 49'875 Kinder beziehungsweise rund drei Prozent aller Minderjährigen in der Schweiz von einer zivilrechtlichen Kindesschutzmassnahme betroffen. Dazu zählen unter anderem Beistandschaften, der Entzug des Aufenthaltsbestimmungsrechts der Eltern oder der elterlichen Sorge sowie weitere Schutzmassnahmen nach ZGB und einschlägigen internationalen Regelungen (KOKES, 2024). Eine der Kindesschutzmassnahmen ist die ausserfamiliäre Unterbringung. Zu einer solchen kommt es laut Gassmann (2010), wenn Kinder aus Herkunftssystemen stammen, in denen unzureichende oder beeinträchtigende Bedingungen ihre Entwicklung erschweren und deshalb eine Platzierung ausserhalb der Herkunftsfamilie notwendig machen. Ziel der Massnahme ist es, dem Kind ein entwicklungsförderliches und sicheres Lebensumfeld zu gewährleisten (S. 87). Gemäss den Angaben der SODK & KOKES (2021) leben in der Schweiz rund 18'000 Kinder aufgrund dieser Kindesschutzmassnahme ausserhalb ihrer Herkunftsfamilie. Rund zwei Drittel dieser Platzierungen erfolgen einvernehmlich, während etwa ein Drittel behördlich angeordnet wird (S. 1). Es wird betont, dass bei einer ausserfamiliären Unterbringung die Grundsätze der Subsidiarität und der Verhältnismässigkeit besonders im Vordergrund stehen und sie erst dann in Betracht zu ziehen ist,

wenn ambulante und teilstationäre Hilfen nicht ausreichen oder bereits umfassend ausgeschöpft wurden (SODK & KOKES, 2020, S. 6).

Um schweizweit eine qualitativ angemessene Praxis für ausserfamiliäre Unterbringungen sicherzustellen, haben die SODK und die KOKES gemeinsame Empfehlungen erarbeitet (SODK & KOKES, 2021). Diese verfolgen das Ziel, qualitative Mindeststandards bei einvernehmlichen wie auch angeordneten Platzierungen zu gewährleisten, die Kinderrechte zu stärken und die altersgerechte Partizipation von Kindern während des gesamten Platzierungsprozesses sicherzustellen. Gleichzeitig dienen sie Fachpersonen und politischen Entscheidungsträger:innen als Orientierungsrahmen für die Weiterentwicklung bestehender Strukturen und Verfahren (S. 1-2). Als Orte für ausserfamiliäre Unterbringungen kommen demnach neben stationären Einrichtungen wie Heimen auch Haushalte von Menschen in Frage, die bereit sind, Kinder aus anderen Herkunftssystemen vorübergehend oder dauerhaft bei sich aufzunehmen - und damit als Pflegeeltern/Pflegefamilie fungieren. Kommt es zu einer ausserfamiliären Unterbringung, soll gemäss den Empfehlungen der SODK & KOKES (2020) jene Betreuungsform gewählt werden, die den Bedürfnissen und der Entwicklung des Kindes am besten entspricht. Grundlage hierfür bilden definierte Schutz-, Förder- und Betreuungsziele sowie eine sorgfältige Abklärung der sozialen Situation, der Bedürfnisse und Ressourcen des Kindes und seiner Herkunftsfamilie (S. 7). Die Entscheidung zwischen einer Platzierung in einer Pflegefamilie oder einer stationären Einrichtung basiert folglich auf einer umfassenden Analyse des individuellen Hilfebedarfs. Dabei werden auch die voraussichtliche Dauer der Unterbringung sowie mögliche Entwicklungen innerhalb der Herkunftsfamilie berücksichtigt (SODK & KOKES, 2020, S. 17). Der Hauptvorteil einer Unterbringung in einer Pflegefamilie wird im familienähnlichen Umfeld gesehen, welches Kindern Kontinuität, emotionale Nähe und verlässliche Bindungen zu festen Bezugspersonen bietet. Nach Jespersen (2015) schaffen Pflegefamilien dadurch besonders günstige Bedingungen für die Sozialisation von Kindern. Im Unterschied zu institutionellen Betreuungsformen mit wechselnden Bezugspersonen und Gruppenstrukturen ermöglichen Pflegefamilien individuelle Zuwendung und stabile Bindungserfahrungen. Dadurch können Kinder Sicherheit, Geborgenheit und Zugehörigkeit erfahren, was ihre soziale, emotionale und persönliche Entwicklung fördert (S. 159). In der Praxis zeigt sich, dass für Säuglinge und jüngere Kinder nach Möglichkeit eine Unterbringung in einer Pflegefamilie angestrebt und als entwicklungsfördernd betrachtet wird (Paone & Reichen, 2021). Jugendliche werden hingegen oftmals in einem Heim untergebracht, da sie diese Form der Fremdplatzierung entweder selbst bevorzugen oder ihre Bedürfnisse dort teilweise besser aufgefangen werden können (S. 1). Van Santen et. al (2019) verweisen zudem darauf, dass die Wahrscheinlichkeit einer erfolgreichen Platzierung in einer Pflegefamilie steigt, je jünger ein Kind bei der Erstplatzierung ist. Dagegen verringern Verhaltensauffälligkeiten sowie mehrere

vorausgegangene Platzierungen die Erfolgsaussichten einer Pflegefamilienunterbringung (S. 131). Die Wahl zwischen Pflegefamilie und Heimplatzierung hängt jedoch nicht ausschliesslich vom Bedarf des Kindes ab, sondern wird auch durch die verfügbaren Angebote beeinflusst. Von den ausserfamiliär untergebrachten Kindern in der Schweiz leben rund 70 Prozent in Heimen, während etwa 30 Prozent in Pflegefamilien betreut werden (Paone & Reichen, 2021, S. 1). Davon entfallen 34 Prozent auf Verwandtenpflegeverhältnisse und 66 Prozent auf nicht verwandtschaftliche Pflegefamilien (Seiterle, 2017, S. 306). Seiterle (2017) betont, dass sich das Verhältnis von Pflegefamilien- und Heimunterbringungen zwischen den Kantonen deutlich unterscheidet. Sofern eine Unterbringung in einer Pflegefamilie als geeignete Betreuungsform erscheint, ist das System darauf angewiesen, dass passende Pflegeeltern zur Verfügung stehen, welche die Betreuung übernehmen können (S. 305-306). Dementsprechend wäre es wünschenswert, dass mehr verfügbare Pflegefamilien als aktuell zu platzierende Kinder zur Verfügung stehen würden, um für jedes Kind eine möglichst passende Platzierungslösung finden zu können (Paone & Reichen, 2021, S. 1). In der Fachwelt besteht jedoch weitgehend Einigkeit darüber, dass in der Schweiz zu wenige Familien bereitstehen, die Pflegekinder aufnehmen. Dies konnte das Forschungsprojekt «Pflegekinder – next generation» der Palatin Stiftung darlegen. Der Vergleich von Pflegekindersystemen verschiedener Kantone zeigte auf, dass die Nachfrage nach Pflegeplätzen das vorhandene Angebot regelmässig übersteigt (Colombo et al., 2023, S. 26-27). Jespersen (2015) hält fest, dass die Bereitschaft von Menschen, ein Pflegekind zeitweise oder dauerhaft in die eigene Familie aufzunehmen, eine wertvolle, aber begrenzte Ressource der Zivilgesellschaft darstellt, die einen wichtigen Beitrag für den Kinder- und Jugendschutz leisten kann (S. 177-178). Daraus lässt sich ableiten, dass ein Mangel an Pflegefamilien weitreichende Folgen haben kann. Nebst der erschwerten Suche nach passenden Platzierungen und längeren Entscheidungs- und Vermittlungsprozessen kann er auch dazu führen, dass Kinder häufiger oder länger in institutionellen Betreuungsformen untergebracht werden, obwohl eine familiäre Betreuung angezeigt wäre. Obwohl der Mangel an Pflegefamilien bekannt ist, liegen bislang nur begrenzte Erkenntnisse darüber vor, was Menschen dazu motiviert, eine Pflegeelternschaft zu übernehmen und welche Faktoren ihren Entscheidungsprozess beeinflussen. Ein vertieftes Verständnis dieser Beweggründe erscheint jedoch zentral, um potenzielle Pflegeeltern gezielter ansprechen und gewinnen zu können. Die vorliegende Arbeit widmet sich daher der Forschungsfrage, welche Motive zur Übernahme einer Pflegeelternschaft sich bei potenziellen Pflegeeltern finden lassen und welche Faktoren ihren Entscheidungsprozess prägen. Daraus sollen Schlussfolgerungen für die Gewinnung neuer Pflegeeltern durch Fachpersonen der Sozialen Arbeit abgeleitet werden.

Zur Klarstellung des Begriffsverständnisses in der vorliegenden Arbeit werden im Folgenden die Begriffe *Motiv*, *Faktoren* und *Entscheidungsprozess* näher erläutert:

Unter einem *Motiv* wird in der vorliegenden Arbeit ein Beweggrund verstanden, der das Denken und Handeln eines Menschen beeinflusst und ihn dazu veranlasst, eine bestimmte Handlung in Erwägung zu ziehen oder auszuführen. Motive umfassen nach Heckhausen und Heckhausen (2025) Bedürfnisse, Werte, Interessen, Überzeugungen und entwickeln sich im Laufe des Lebens. Dabei wird zwischen impliziten und expliziten Motiven unterschieden. Implizite Motive wirken überwiegend unbewusst und beruhen auf frühen emotionalen Erfahrungen, während explizite Motive bewusst wahrgenommen werden und sich in individuellen Werten, Zielvorstellungen und dem Selbstbild ausdrücken. Das Vorhandensein eines Motivs allein führt jedoch noch nicht zu einer Handlung. Erst wenn ein Motiv durch situative Bedingungen oder Anreize aktiviert wird, entsteht Motivation. Motivation beschreibt die aktuelle Bereitschaft, ein bestimmtes Ziel zu verfolgen, und beeinflusst die Richtung, Intensität und Ausdauer des Handelns. Sie ist somit das Ergebnis der Wechselwirkung zwischen den individuellen Motiven einer Person und den Gegebenheiten der jeweiligen Situation (Heckhausen & Heckhausen, 2025, S. 3-4).

Im Kontext dieser Arbeit beziehen sich Motive auf die Beweggründe, weshalb Menschen Pflegeelternschaft grundsätzlich als eine mögliche und erstrebenswerte Lebensform in Betracht ziehen. Diese Beweggründe können altruistisch, persönlich, familiär, biografisch oder gesellschaftlich geprägt sein. Ob daraus tatsächlich die Absicht entsteht, Pflegeeltern zu werden, hängt jedoch davon ab, ob diese Motive durch bestimmte situative *Faktoren* aktiviert werden. Im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit stehen deshalb nicht nur die Motive potenzieller Pflegeeltern, sondern auch die Faktoren, die den Übergang von einem vorhandenen Motiv zur konkreten Entscheidung für eine Pflegeelternschaft begünstigen.

Aufbauend auf diesem Verständnis wird der Entscheidungsprozess zur Übernahme einer Pflegeelternschaft in der vorliegenden Arbeit als mehrstufiger Prozess verstanden. Er beginnt nicht erst mit der konkreten Entscheidung für oder gegen die Aufnahme eines Pflegekindes, sondern bereits mit der Frage, weshalb Menschen Pflegeelternschaft überhaupt als mögliche Handlungsoption in Betracht ziehen. Ausgehend von vorhandenen Motiven umfasst der Entscheidungsprozess sowohl deren Aktivierung als auch die weiteren Einflüsse, die den Weg bis zur Entscheidung prägen.

1.2 Relevanz für die Soziale Arbeit

Gemäss der UN-KRK hat jedes Kind das Recht, durch die Eltern, weitere Familienmitglieder, die Gemeinschaft, einen Vormund oder andere gesetzlich verantwortliche Personen in seiner Entwicklung angemessen geleitet und geführt zu werden (Art. 5). Die Gewährleistung des Kindeswohls gehört zu den zentralen Aufgaben der Sozialen Arbeit im Kinderschutz. Können Kinder aufgrund belastender Lebensbedingungen nicht in ihrer Herkunftsfamilie aufwachsen, müssen geeignete alternative Betreuungsformen bereitgestellt werden. Pflegefamilien übernehmen dabei eine wichtige Funktion, indem sie Kindern ein familiäres Umfeld mit verlässlichen Beziehungen, Stabilität und Entwicklungsmöglichkeiten bieten (Gassmann, 2010, S. 87; SODK & KOKES, 2020, S. 13). Sie tragen damit wesentlich zum Schutz, zur Stabilisierung und zur Förderung der Entwicklung dieser Kinder bei. Für die Soziale Arbeit und die Gesellschaft stellen Pflegefamilien daher eine bedeutsame Ressource dar. Sie erweitern das Hilfesystem um eine lebensweltnahe, familienorientierte und nachhaltige Betreuungsform und tragen zur Entlastung institutioneller Betreuungsformen bei. Neben entwicklungsbezogenen Vorteilen wird die Unterbringung in Pflegefamilien im Vergleich zu stationären Kinder- und Jugendheimen zudem mit deutlich geringeren Kosten in Verbindung gebracht (Helming et al., 2011, S. 107).

Die bisherigen Ausführungen haben deutlich gemacht, dass Pflegefamilien eine begrenzte gesellschaftliche Ressource darstellen, auf die der Kinder- und Jugendschutz angewiesen ist. Für Fachpersonen der Sozialen Arbeit ergibt sich daraus ein doppelter Handlungsauftrag: Einerseits gilt es, Kinder in geeigneten Pflegefamilien zu platzieren und bestehende Pflegeverhältnisse fachlich zu begleiten, um deren Bestand und Qualität zu sichern. Andererseits müssen ausreichend neue und geeignete Pflegefamilien gewonnen werden. Van Santen et al. (2019) weisen darauf hin, dass ein gelingendes Pflegeverhältnis voraussetzt, dass die Pflegefamilie den Bedürfnissen des Kindes angemessen begegnen kann. Eine ausreichende Anzahl geeigneter Pflegefamilien ist somit eine wesentliche Voraussetzung, um passgenaue Platzierungen zu ermöglichen und den Erfolg von Pflegeverhältnissen zu fördern (S. 140). Die Gewinnung neuer Pflegefamilien kann dabei auch als präventive Aufgabe verstanden werden. Nur wenn genügend geeignete Pflegeplätze zur Verfügung stehen, können Kinder in belastenden Lebenssituationen zeitnah eine ihren Bedürfnissen entsprechende Betreuungsform erhalten und angemessen unterstützt werden. Ein bedarfsgerechtes Angebot an Pflegeplätzen trägt dazu bei, Gefährdungen und problematischen Entwicklungen frühzeitig entgegenzuwirken. Dies steht im Einklang mit dem Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz, wonach sich Fachpersonen für einen gerechten Zugang zu Ressourcen einsetzen (Avenir Social, 2026, S. 18) sowie durch präventive Ansätze Risiken vermindern und die Lebensqualität von Menschen fördern sollen (S. 17).

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie geeignete Menschen gezielt für die Übernahme einer Pflegeelternschaft gewonnen werden können und welche individuellen Motive sowie persönlichen, familiären und strukturellen Faktoren den Entscheidungsprozess prägen, ein Pflegekind aufzunehmen. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse können Fachpersonen der Sozialen Arbeit dabei unterstützen, potenzielle Pflegeeltern bedarfsgerechter anzusprechen, Informations- und Beratungsangebote zielgerichteter zu gestalten und dadurch einen Beitrag zur Gewinnung neuer Pflegefamilien zu leisten. Die vorliegende Arbeit greift diesen Handlungsbedarf auf. Das konkrete Erkenntnisinteresse und die relevanten Fragestellungen werden im nachfolgenden Kapitel erläutert.

1.3 Erkenntnisinteresse und Fragestellungen

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, ein vertieftes Verständnis darüber zu gewinnen, welche Motive dazu beitragen, dass Menschen eine Pflegeelternschaft für sich grundsätzlich als erstrebenswert wahrnehmen. Darüber hinaus soll untersucht werden, welche Faktoren die konkrete Auseinandersetzung mit Pflegeelternschaft anregen und den Entscheidungsprozess beeinflussen. Aus den Ergebnissen soll abgeleitet werden, inwiefern mehr geeignete Personen als Pflegeeltern gewonnen werden könnten. Um sich diesem Erkenntnisinteresse systematisch anzunähern, erfolgt die Bearbeitung aus theoretischer, empirischer und praxisbezogener Perspektive.

In einem ersten Schritt wird untersucht, wie das Pflegekinderwesen in der Schweiz strukturiert ist, welche Anforderungen an Pflegeeltern gestellt werden und welche Erkenntnisse zu Motiven von Pflegeeltern sowie zur Gewinnung neuer Pflegefamilien bereits vorliegen. Gleichzeitig werden bestehende Forschungslücken identifiziert (Theoriefrage 1).

Darauf aufbauend wird mithilfe theoretischer Ansätze beleuchtet, wie sich die Entscheidung für die Übernahme einer Pflegeelternschaft erklären lässt und welche Faktoren grundsätzlich Einfluss auf Entscheidungsprozesse nehmen können (Theoriefrage 2).

Im Zentrum der Arbeit steht anschliessend die Forschungsfrage, **welche Motive zur Übernahme einer Pflegeelternschaft sich bei potenziellen Pflegeeltern finden lassen und welche Faktoren ihren Entscheidungsprozess prägen**. Die empirische Beantwortung dieser Frage soll dazu beitragen, die subjektiven Beweggründe potenzieller Pflegeeltern besser zu verstehen und aufzuzeigen, wie Pflegeelternschaft zu einer konkreten Handlungsoption wird, um damit bestehende Wissenslücken zu verkleinern.

Aus der Verknüpfung der theoretischen Grundlagen mit den empirischen Ergebnissen werden schliesslich Schlussfolgerungen für die Praxis der Sozialen Arbeit abgeleitet. Dabei wird der Frage nachgegangen, **wie Professionelle der Sozialen Arbeit potenzielle Pflegeeltern gezielter ansprechen können, um sie für die Übernahme einer Pflegeelternschaft zu gewinnen**.

1.4 Abgrenzung

Die vorliegende Arbeit legt den Fokus auf die Motive und Entscheidungsprozesse von Personen, die eine Pflegeelternschaft in Betracht ziehen oder bereits übernommen haben. Verwandtschafts-Pflegefamilien werden dabei nicht berücksichtigt, da aufgrund bestehender familiärer Beziehungen von anderen Ausgangsbedingungen und Entscheidungsprozessen ausgegangen werden kann. Die Adoption wird lediglich punktuell als Vergleichsperspektive herangezogen, steht aber nicht im Zentrum dieser Arbeit. Religiöse Motive für die Übernahme einer Pflegeelternschaft werden nicht näher analysiert, da sie weder explizit im Hinblick auf den Glauben erfragt wurden noch im Interviewmaterial ausdrücklich als Einflussfaktoren benannt wurden. Aufgrund des qualitativen Forschungsdesigns werden keine repräsentativen Aussagen über alle Pflegeeltern in der Schweiz angestrebt.

1.5 Aufbau der Arbeit

Nach der Einleitung im Kapitel 1 werden im Kapitel 2 die für die Arbeit relevanten Grundlagen zum Pflegekinderwesen in der Schweiz dargestellt sowie die aktuelle Forschungslage und der weitere Forschungsbedarf aufgezeigt. Kapitel 3 widmet sich dem theoretischen Bezugsrahmen und erläutert die theoretischen Ansätze, die zur Einordnung der Forschungsfrage herangezogen werden. In Kapitel 4 wird das methodische Vorgehen mit Beschreibung des Forschungsdesigns inklusive Datenerhebung und -auswertung erläutert. Die empirischen Ergebnisse werden in Kapitel 5 dargestellt. Im Kapitel 6 werden diese Ergebnisse unter Einbezug der theoretischen Grundlagen und bestehenden Forschungslage diskutiert. Anschliessend werden in Kapitel 7 aus den gewonnenen Erkenntnissen Schlussfolgerungen für die Praxis der Sozialen Arbeit abgeleitet. Die Arbeit schliesst im Kapitel 8 mit einem Fazit und einem Ausblick. Anschliessend folgen das Quellen- und Literaturverzeichnis sowie der Anhang.

2 Grundlagen zum Thema

In diesem Kapitel werden die grundlegenden Strukturen und Rahmenbedingungen von Pflegeelternschaft vorgestellt. Dabei werden zunächst die Pflegeelternschaft begrifflich eingeordnet und ihre Formen sowie die Voraussetzungen für die Aufnahme eines Pflegekindes erläutert. Anschliessend werden die Organisation des Pflegekinderwesens in der Schweiz, die rechtlichen Rahmenbedingungen sowie der Ablauf einer Platzierung erläutert. Darüber hinaus wird ein Überblick über den aktuellen Forschungsstand zur Pflegekinderhilfe mit besonderem Fokus auf die Motive von Pflegeeltern und die Gewinnung neuer Pflegefamilien gegeben. Die dargestellten theoretischen und empirischen Grundlagen dienen dazu, die Motive und relevanten Faktoren im Entscheidungsprozess von Pflegeeltern im weiteren Verlauf der Arbeit besser zu verstehen und einzuordnen.

2.1 Pflegeelternschaft: Begriffsverständnis, Formen und Voraussetzungen

Die Entscheidung zur Übernahme einer Pflegeelternschaft scheint eng mit individuellen Vorstellungen von Familie, Elternschaft und Verantwortung verbunden zu sein. Unterschiedliche Verständnisse dieser Konzepte prägen, welche Formen von Elternschaft Menschen als erstrebenswert, passend oder überhaupt denkbar wahrnehmen. Für die vorliegende Forschungsfrage ist daher zunächst zu klären, wie Pflegeelternschaft begrifflich gefasst wird und welche Formen und Voraussetzungen damit verbunden sind.

Sowohl die Pflegeelternschaft als auch die Adoption sind sozial definierte und zugeschriebene Rollen und beschreiben elterliche Aufgaben und Verantwortlichkeiten (Gabriel & Keller, 2020). Elternschaft findet dabei auf einer rechtlichen und einer familialen Dimension statt. Die rechtliche Dimension beschreibt die rechtliche Zuordnung eines Kindes zu einer oder mehreren Personen, während die familiäre Elternschaft die Übernahme der alltäglichen Verantwortung für ein Kind durch Selbstverpflichtung umfasst (S. 297-298). Zur Veranschaulichung gilt es, kurz leibliche Elternschaft und Adoption der Pflegeelternschaft gegenüberzustellen: Bei einem leiblichen Eltern-Kind-Verhältnis und auch bei einer Adoption werden sowohl die rechtliche als auch die familiäre Elternschaft vollständig von den leiblichen bzw. Adoptiv-Eltern übernommen. Bei Pflegeverhältnissen sind diese Dimensionen hingegen nicht eindeutig zugeordnet, da sie je nach Ausgangslage unterschiedlich ausgestaltet sein können.

In der vorliegenden Arbeit werden die Begriffe Pflegeeltern und Pflegefamilie synonym verwendet. In Anlehnung an Berner et al. (2020) sind als Pflegeeltern volljährige Personen zu verstehen, die vorübergehend oder dauerhaft ein nicht leibliches Kind in ihren Haushalt aufnehmen und betreuen (S. 62). Die Begriffe sind nicht an eine bestimmte Familienform gebunden. Eine Pflegefamilie kann demnach «eine Gemeinschaft von Menschen oder eine

Einzelperson sein, welche einem nicht-leiblichen Kind über kürzere oder längere Zeit ein Zuhause bietet» (Pflegekind Bern, o. J.). Pflegefamilien können somit verheiratete oder unverheiratete gleich- oder gegengeschlechtliche Paare sein, aber auch alleinerziehende Personen oder andere Formen von Gemeinschaften. In Pflegefamilien können auch leibliche Kinder, andere Pflegekinder oder Adoptivkinder leben (Berner et al., 2020). Es gibt Pflegefamilien mit und ohne fachspezifische Ausbildungen und sie können sich von einer Organisation begleiten lassen (S. 62). Innerhalb des Pflegekinderwesens werden drei Formen von Pflegefamilien unterschieden. Dazu zählen die verwandte und die nicht verwandte Pflegefamilie sowie die professionelle Pflegefamilie. In letzterer muss mindestens eine Betreuungsperson über eine anerkannte fachliche Ausbildung verfügen (SODK & KOKES, 2020, S. 34). Anders als bei einer Adoption, bei der die vollumfängliche Betreuung auf unbegrenzte Zeit übernommen wird, gibt es in Pflegeverhältnissen verschiedene Formen der Unterbringung, welche formell spätestens mit dem Erreichen der Volljährigkeit des Pflegekindes enden: Die Kurzzeit- oder Time-Out-Unterbringung, die Unterbringung zur Abklärung einer Situation, die Notfallplatzierung, die Langzeitunterbringung, die Entlastungsunterbringung an Wochenenden oder in den Ferien und die Wochenpflege von Montag bis Freitag (SODK & KOKES, 2020, S. 34). Die verschiedenen Unterbringungsformen unterscheiden sich damit insbesondere hinsichtlich ihrer Dauer sowie der Planbarkeit ihres Einsatzes.

Um ein Pflegekind aufnehmen zu können, müssen verschiedene persönliche, materielle und formelle Voraussetzungen erfüllt sein. Die rechtlichen Grundlagen ergeben sich aus der Verordnung über die Aufnahme von Pflegekindern (PAVO) sowie den ergänzenden Empfehlungen der SODK und KOKES. Demnach müssen Pflegeeltern gesundheitlich und charakterlich geeignet sein (Art. 1 PAVO) sowie über passende und ausreichende Wohnverhältnisse für die Aufnahme eines Kindes verfügen (Art. 5 PAVO). Der Verein PACH Pflege- und Adoptivkind Schweiz weist darauf hin, dass für die Eignungsabklärung von Pflegefamilien keine einheitlichen Standards bestehen. In der Praxis werden jedoch insbesondere die Biografie der Pflegeeltern, ihre aktuelle Lebenssituation, ihre Motivation zur Aufnahme eines Pflegekindes, ihre Erfahrungen im Umgang mit Kindern sowie ihr Umgang mit belastenden Situationen berücksichtigt. Darüber hinaus spielen das soziale Netzwerk sowie die Bereitschaft, Unterstützung anzufordern bzw. anzunehmen und sich fachlich begleiten zu lassen, eine zentrale Rolle (o. J.). Im Falle des Vorhandenseins anderer in der Familie lebender Kinder, darf das Wohl dieser nicht durch die Aufnahme eines weiteren Kindes gefährdet werden (Art. 5 PAVO). Sind die Grundvoraussetzungen gegeben, sind weitere formelle Voraussetzungen zu klären und Abklärungen durchzuführen. Grundvoraussetzung ist ein Strafregisterauszug ohne Einträge. Dieser dient als zentrales Element im Bereich der Prävention von Kindesmissbrauch (SODK & KOKES, 2020, S. 40). Des Weiteren muss vorgängig der Versicherungsschutz des Kindes geklärt sein (Art. 8 PAVO). Laut Empfehlungen der SODK und

KOKES zur ausserfamiliären Unterbringung sind die Aus- und Weiterbildung von Pflegeeltern von zentraler Bedeutung, um eine erfolgreiche Unterbringung von Pflegekindern zu fördern (SODK & KOKES, 2020, S. 35). Dies umfasst Informationsveranstaltungen, Vorbereitungen und Basisausbildung für werdende Pflegeeltern, die von den jeweiligen kantonalen Fachstellen angeboten werden. Die Inhalte der Basisausbildung behandeln sowohl psychologische, administrative und auch pädagogische Inhalte. SODK und KOKES (2020) empfehlen, die Basisausbildung je nach Zielgruppe oder auch Form der Unterbringung durch Weiterbildungen zu ergänzen (S. 35). Die Voraussetzungen können je nach Form der Pflegeelternschaft variieren.

Diese Ausführungen verdeutlichen, dass für die Aufnahme eines Pflegekindes nicht die Familienform, sondern die Eignung und die Bereitschaft, Verantwortung für ein Kind zu übernehmen, ausschlaggebend sind. Für potenzielle Pflegeeltern bilden diese Voraussetzungen eine zentrale Orientierungsgrundlage, da sie die Einschätzung der eigenen Ressourcen, Kompetenzen und Möglichkeiten beeinflussen. Die Auseinandersetzung mit diesen Anforderungen trägt somit wesentlich dazu bei, ob Menschen eine Pflegeelternschaft grundsätzlich als realisierbare Option wahrnehmen.

2.2 Rechtliche Grundlagen

Die Aufnahme und Begleitung von minderjährigen Personen muss bewilligt werden und untersteht staatlicher Aufsicht. Grundsätzlich gilt die UN-KRK. Des Weiteren sind die rechtlichen Grundlagen zur Aufnahme und Begleitung von Pflegekindern in der Schweiz in der Verordnung über die Aufnahme von Pflegekindern (PAVO) verankert. Die PAVO stützt sich auf die UN-KRK, den Art. 316 Abs. 2 des Zivilgesetzbuches (ZGB), das Ausländer- und Integrationsgesetz sowie das Haager Kindesschutzübereinkommen. Die besondere Festlegung dieser rechtlichen Grundlagen dient zum grösstmöglichen Schutz von Minderjährigen, die ausserhalb des Elternhauses leben (Fachverband DAF Pflegekind, o. J.). Die Grundlagen legen fest, dass eine Aufnahme einer minderjährigen Person ausserhalb des Elternhauses der staatlichen Aufsicht und Bewilligung untersteht (Art. 1 Abs. 1 PAVO). Somit wird, anders als bei leiblichen Familien, bei denen die Aufsicht allein bei den Kindseltern liegt, die Vormundschaft durch eine staatliche Beistandschaft geregelt. Die zuständige Behörde in den Bereichen der Familien-, Heim- und Tagespflege ist jeweils die Kindesschutzbehörde am Ort der Unterbringung des Kindes. (Art. 2a PAVO). Diese ist gemäss Art. 10 Abs. 2 PAVO dazu verpflichtet, die Pflegefamilie mindestens einmal jährlich zu besuchen und zu prüfen. Gemäss Art. 1a PAVO ist das Leitprinzip eines Entschlusses über die Erteilung oder den Entzug einer Bewilligung das Kindeswohl. Die Kindesschutzbehörde ist dafür zuständig, dass ein fremdplatziertes Kind über seine Rechte aufgeklärt wird (Art. 1a Abs. 2a PAVO), eine

Vertrauensperson hat (Art. 1a Abs. 2b PAVO) und an den Entscheidungen, die wesentlich Auswirkung auf das eigene Leben haben, altersgerecht miteinbezogen wird (Art. 1a Abs. 2c PAVO). Eine Bewilligungspflicht besteht, wenn ein Kind für mehr als einen Monat entgeltlich oder mehr als drei Monate unentgeltlich aufgenommen wird (Art. 4 PAVO). Regelmässige Aufnahmen von verschiedenen Kindern im Rahmen von Kriseninterventionen sind immer bewilligungspflichtig (Art. 4. Abs. 2 PAVO). Allgemein müssen Personen, die Pflegekinder aufnehmen möchten, durch ihre Persönlichkeit, ihren Gesundheitszustand und ihre erzieherische Eignung eine gute Pflege und Erziehung gewährleisten, um eine Bewilligung zu erhalten (Art. 5 PAVO) Haushalte und Personen, die Pflegekinder aufnehmen sind verpflichtet, die Schweigepflicht einzuhalten (Art. 22 PAVO) und allfällige Änderungen von Verhältnissen unverzüglich der Behörde zu melden (Art. 23 PAVO). Zu beachten ist des Weiteren, dass bei der Aufnahme eines ausländischen Kindes weitere Regelungen gelten.

Weitere zentrale rechtliche Aspekte betreffen die vertragliche Regelung des Pflegeverhältnisses sowie die finanzielle Entschädigung. Die Schweizerische Fachstelle Pflegefamilie (SFP) zeigt zusammenfassend auf, dass Pflegeeltern in der Regel mit der platzierenden Stelle - beispielsweise einer Behörde, einer Organisation oder den leiblichen Eltern - einen schriftlichen Pflegevertrag abschliessen. Die SPF verweist darauf, dass sich der Vertrag rechtlich nicht eindeutig einer bestehenden Vertragsform zuordnen lässt, da er sowohl Elemente eines Arbeitsvertrags als auch eines Auftrags enthält und daher als Vertrag eigener Art bezeichnet wird. Der Pflegevertrag legt die zentralen Rahmenbedingungen eines Pflegeverhältnisses fest. Er enthält unter anderem Bestimmungen zu den Sozialversicherungen und regelt die finanzielle Entschädigung der Pflegeeltern für ihre Betreuungsleistung. Darüber hinaus enthält er Bestimmungen zur Übernahme der Kosten für Unterkunft, Verpflegung und weitere Ausgaben des Pflegekindes (2021a, 25. Oktober). Gemäss Art. 294 ZGB muss das Pflegegeld angemessen sein. Die SFP betont, dass sich die Höhe der Entschädigung je nach Betreuungsform und kantonalen Vorgaben teilweise erheblich unterscheidet (2021b, 25. Oktober). Im Pflegevertrag werden zudem die Vertragsparteien, Kündigungsfristen und Voraussetzungen für die Beendigung des Pflegeverhältnisses festgelegt. Weitere Inhalte betreffen die Ausgestaltung des Pflegeverhältnisses, Besuchs- und Ferienregelungen sowie die Organisation und Finanzierung von fachlicher Begleitung, Beratung und Weiterbildung der Pflegeeltern (SFP, 2021a, 25. Oktober.).

In Bezug auf die Forschungsfrage bleibt festzuhalten, dass die rechtlichen Grundlagen nicht nur die formalen Voraussetzungen einer Pflegeelternschaft definieren. Sie bilden auch einen normativen Rahmen für die Entstehung individueller Entscheidungsprozesse und Beweggründe potenzieller Pflegeeltern.

2.3 Wie ist das Pflegekinderwesen in der Schweiz organisiert?

Pflegekinder, Pflegeeltern und die Herkunftssysteme der Pflegekinder bilden die zentralen Akteur:innen des Pflegekinderwesens. Jedoch sind sie in ein Netzwerk aus Fachpersonen, Behörden und Unterstützungsangeboten eingebunden, das die Gestaltung und Begleitung von Pflegeverhältnissen wesentlich prägt. Die Aufgaben und Zuständigkeiten dieser weiteren Akteur:innen sind aufgrund des föderalistischen Systems kantonale unterschiedlich geregelt, was eine schweizweit einheitliche Zuordnung von Verantwortlichkeiten nur eingeschränkt möglich macht.

Auf nationaler Ebene schafft der Bund mit dem ZGB und der PAVO die rechtlichen Rahmenbedingungen für das Pflegekinderwesen. Die PAVO definiert insbesondere die Pflichtaufgaben der Kantone und legt grundlegende Anforderungen an die Bewilligung und Aufsicht von Pflegeverhältnissen fest. Die Hauptverantwortung für die Organisation der Pflegekinderhilfe liegt damit bei den Kantonen (Schnurr et al., 2025, S. 191). Sie regeln die Ausgestaltung der Pflegekindersysteme, legen Zuständigkeiten fest und entscheiden über Bewilligungsverfahren, Aufsicht, Finanzierung sowie Unterstützungsangebote für Pflegefamilien. Darüber hinaus können sie das Pflegekinderwesen durch die Förderung von Weiterbildungs-, Beratungs- und Vermittlungsangeboten weiterentwickeln (S. 192-193). Gemäss den Ausführungen von Colombo et al. (2023) verfügen die Kantone bei der Ausgestaltung des Pflegekinderwesens über einen erheblichen Gestaltungsspielraum. Dadurch unterscheiden sich die organisatorischen Strukturen und Zuständigkeiten teilweise deutlich zwischen den Kantonen. Zudem können bestimmte Aufgaben an öffentliche oder private Dienstleistungsanbieter übertragen werden (S. 11-13). Zu den zentralen Akteur:innen zählen die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (KESB), die im Rahmen des Kindesschutzes eingreifen, wenn das Kindeswohl gefährdet ist. Sie können ausserfamiliäre Unterbringungen anordnen und sind in vielen Kantonen für die Bewilligung und Aufsicht von Pflegeverhältnissen zuständig. Je nach kantonalem System übernehmen auch kantonale Fachstellen oder Gemeinden Aufgaben wie die Eignungsabklärung von Pflegeeltern, die Bewilligung von Pflegeverhältnissen sowie die Aufsicht über Pflegefamilien. Kantonale Fachstellen sind zudem häufig für die Beratung und Begleitung von Pflegefamilien sowie für die Organisation von Aus- und Weiterbildungen verantwortlich. (Colombo et al., 2023, S. 11-13; Schnurr et al., 2025, 192-194). Eine wichtige Rolle spielen zudem die Dienstleistungsanbieter in der Familienpflege (DAF). Diese Organisationen können Pflegeplätze vermitteln, Pflegeverhältnisse sozialpädagogisch begleiten, Aus- und Weiterbildungen für Pflegeeltern anbieten sowie Beratungs-, Begleitungs- und teilweise Therapieangebote für Pflegekinder und Pflegefamilien bereitstellen (Schnurr et al., 2025). Sie können sowohl gemeinnützig als auch gewerblich organisiert sein. Umfang und Ausgestaltung dieser Angebote unterscheiden sich

jedoch zwischen den Kantonen erheblich (S. 193-194). Ergänzend engagieren sich zahlreiche Vereine und Fachorganisationen für die Unterstützung von Pflegefamilien, indem sie Weiterbildungen, Beratungen, Austauschgruppen und Vernetzungsmöglichkeiten anbieten.

Diese Ausführungen zeigen, dass das Schweizer Pflegekinderwesen durch das Zusammenwirken zahlreicher Akteur:innen geprägt ist und deren konkrete Aufgaben und Verantwortlichkeiten aufgrund der kantonalen Unterschiede nicht vollständig vereinheitlicht dargestellt werden können. Bund, Kantone, Behörden, Fachstellen, Dienstleistungsanbieter in der Familienpflege, Vereine und Fachorganisationen, Pflegefamilien, Herkunftseltern und Pflegekinder sind in den verschiedenen Systemen in unterschiedlicher Weise an der Gestaltung und Umsetzung von Pflegeverhältnissen beteiligt.

2.4 Platzierungsprozess

Der Ablauf einer Platzierung gestaltet sich je nach Kanton und individueller Ausgangslage unterschiedlich. Als allgemeine Orientierung wird im folgenden Abschnitt exemplarisch der Ablauf in der Stadt Zürich beschrieben (vgl. Amt für Jugend und Berufsberatung Kanton Zürich, o. J.): Interessiert sich eine Person für eine Pflegeelternschaft, ist der erste formelle Schritt der Besuch einer obligatorischen Informationsveranstaltung der kantonalen Fachstelle oder dem zuständigen Amt. Besteht weiterhin Interesse an der Übernahme einer Pflegeelternschaft, folgt ein Erstgespräch mit der Fachstelle. In diesem werden Erwartungen und Möglichkeiten abgeglichen. Danach ist ein Bewerbungsantrag einzureichen. Die Fachstelle prüft diesen Antrag. Wird dieser genehmigt, wird ein Hausbesuch durchgeführt. Eine Fachperson prüft dabei das potenziell künftige Lebensumfeld des Pflegekindes. Die Fachstelle entscheidet nach dem Prüfungsverfahren, ob eine Bewilligung für ein Pflegeverhältnis erteilt wird oder nicht. Bei positivem Entscheid wird die Pflegefamilie in die Kartei aufgenommen. Darauf folgt der zeitintensive Passungsprozess zwischen Pflegekind und Pflegefamilie. Beim sogenannten Matching werden verschiedene Merkmale berücksichtigt. Dazu zählen insbesondere das Alter des Kindes, gesundheitliche oder entwicklungsbezogene Besonderheiten, die Herkunft und das soziale Umfeld des Kindes sowie die Ressourcen, Kompetenzen, Wünsche und Grenzen der Pflegeeltern (Bombach & Wolf, 2021, S. 106). Darüber hinaus können Faktoren wie räumliche Nähe zur Herkunftsfamilie, kulturelle oder religiöse Aspekte, die Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit den Herkunftseltern sowie die Perspektiven und Bedürfnisse aller Beteiligten in die Entscheidungsfindung einfließen (S. 112-113). Gleichzeitig wird betont, dass eine gelingende Passung nicht nur anhand solcher Merkmale vorhergesagt werden kann und nicht allein durch die Auswahl einer vermeintlich geeigneten Pflegefamilie entsteht. Vielmehr entwickeln sich Pflegeverhältnisse dynamisch und die

Passung muss im Verlauf des Zusammenlebens immer wieder neu hergestellt werden (S. 109-110). Als Risikofaktoren für eine unzureichende Passung werden insbesondere der Mangel an verfügbaren Pflegefamilien, Platzierungen unter Zeitdruck sowie unvollständige Informationen über die Bedürfnisse und die Vorgeschichte des Kindes genannt (S. 106-107). Zudem wird darauf hingewiesen, dass Pflegeeltern häufig zu wenig in den Matchingprozess einbezogen werden und sich während des Pflegeverhältnisses nicht ausreichend unterstützt fühlen, was die Stabilität des Pflegeverhältnisses zusätzlich beeinträchtigen kann (S. 107-108). Ein erfolgreiches Matching setzt daher nicht nur eine sorgfältige Platzierungsentscheidung voraus, sondern auch eine kontinuierliche Begleitung und Anpassung an die sich verändernden Bedürfnisse aller Beteiligten (S. 110-115). Van Santen et al. (2019) weisen darauf hin, dass es bei der Passung nicht nur um den Abgleich von Form und Vorstellungen geht, sondern auch nach verbindenden Gemeinsamkeiten gesucht wird, die eine Beziehungsgrundlage zwischen Pflegekind und Pflegefamilie bilden können (S. 130). Wenn Pflegekind und Pflegefamilie aus Sicht der Fachpersonen passen, wird ein Kennenlernen in die Wege geleitet (Amt für Jugend und Berufsberatung Kanton Zürich). Wenn es die Situation erlaubt, ist es dabei von Vorteil, wenn genügend Zeit dafür gegeben ist. Danach wird die Aufnahme des Pflegekindes durch die Fachstelle bewilligt oder abgelehnt und gemäss Vorschriften mindestens einmal jährlich geprüft (o. J.).

Zusammenfassend wird deutlich, dass Pflegeverhältnisse formell zwar erst mit der bewilligten Aufnahme eines Pflegekindes beginnen, jedoch bereits im Vorfeld durch die Gewinnung geeigneter Pflegeeltern, deren sorgfältige Eignungsabklärung sowie einen differenzierten Passungsprozess geprägt werden. Vor diesem Hintergrund rückt das Zusammenspiel von Beweggründen und Bedingungen für die Übernahme einer Pflegeelternschaft sowie deren Bedeutung für die Ansprache und Begleitung potenzieller Pflegeeltern in den weiteren Fokus.

2.5 Forschungsgrundlagen

Die folgenden Forschungsgrundlagen geben einen Überblick über den aktuellen Stand der Forschung im Bereich Pflegekinderhilfe mit besonderem Fokus auf die Motive von Pflegeeltern sowie die Akquise neuer Pflegefamilien. Dabei werden sowohl nationale als auch internationale Studien berücksichtigt, um bestehende Erkenntnisse, Herausforderungen und Forschungslücken aufzuzeigen. Zudem wird deutlich, in welchen Bereichen weiterer Forschungsbedarf besteht und welche Themen zukünftig stärker untersucht werden sollten.

2.5.1 *Motive von Pflegeeltern*

Ein bedeutendes Forschungsprojekt zum Pflegekinderbereich in der Schweiz ist das Projekt «Pflegekinder – next generation». Das Projekt wurde von der Palatin Stiftung initiiert (Palatin Stiftung, o. J.-a). Die Palatin Stiftung Schweiz engagiert sich für ein möglichst freies und selbstbestimmtes Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz (Palatin Stiftung, o. J.-b). Gemeinsam mit massgebenden Fachorganisationen (PACH, KOKES, SODK und weitere) untersucht das Projekt die drei Themenschwerpunkte Partizipation von Pflegekindern, gute Begleitung von Pflegeverhältnissen und den Vergleich von kantonalen Strukturen (Palatin Stiftung, o. J.-a). Das Projekt dauert bis voraussichtlich 2026 an mit Option auf Verlängerung bis 2028 und verfolgt das Ziel, Verbesserungsvorschläge im Pflegekinderbereich zu erarbeiten. Diese sollen auch in die Revision der PAVO miteinfließen (Palatin Stiftung, 2023, S. 1). Obwohl das Projekt, in Bezug auf das Pflegekinderwesen äusserst relevante Aspekte liefert, bezieht es sich wenig auf die Motive der Pflegeeltern. Die Motive werden eher im Kontext von gesellschaftlicher Wahrnehmung oder verschiedener Formen von Pflegeverhältnissen thematisiert und können daraus abgeleitet werden. Ein Teil des Projektes ist die Forschungsbedarfsanalyse 2020, welche darlegt, dass in der Schweiz beispielsweise Analysen aktueller Diskurse zu Normalitätsvorstellungen in Bezug auf Familienbilder und Diversität fehlen (Palatin Stiftung, 2020, S. 28).

Eine in Portugal im Jahr 2022 durchgeführte Studie von Magalhães et al. untersuchte hingegen gezielt die Beweggründe, die Bereitschaft und die Absicht, Pflegefamilie zu werden, mit dem Ziel einer besseren Rekrutierung neuer Pflegeeltern (2022, S. 1/eigene Übersetzung). Die Studie identifizierte drei Gruppen von Grundmotiven von Pflegeeltern. Die Erste Gruppe umfasst kinderzentrierte Motive, die sich auf das Wohlergehen des Kindes beziehen. Das bedeutet, dass der Beweggrund darin liegt, die eigenen Privilegien mit einem weniger privilegierten Menschen zu teilen. Die zweite Gruppe betrifft die selbstorientierten Motive. Diese konzentrieren sich eher auf die Erfüllung eigener Bedürfnisse, wie dem Wunsch nach Gesellschaft, einer Aufgabe und geliebt zu werden. Die dritte Gruppe beschreibt familienbezogene Motive. Diese widerspiegeln den Wunsch nach Familie und Verbundenheit. Die Studie nennt ausserdem Faktoren, welche die

Bereitschaft einer Aufnahme eines Pflegekindes beeinflussen, diese sind: Demografie, Ressourcen, Bildung und psychologische Faktoren. Im Hinblick auf die Rekrutierung von Pflegeeltern stellen gemäss Studie Personen, die aus kinderzentrierten Motiven handeln, die vielversprechendste Zielgruppe dar. (S. 6-7/eigene Übersetzung).

Eine weitere relevante Studie, welche sich spezifisch damit auseinandergesetzt hat, warum sich Menschen als Pflegeeltern engagieren, wurde im Zeitraum April 2020 bis April 2021 von der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit und der Schweizer Fachstelle Pflegefamilien (SFP) durchgeführt. Mittels Online-Befragung von Pflegeeltern wurde untersucht, welche Aspekte diese an ihrer Rolle besonders schätzen und warum sie sich für ein Pflegekind engagieren (Metzger, 2022). Die genannten Gründe konnten sieben Kategorien zugeordnet werden: Generativität, Wegbegleitung, persönliche und familiäre Bereicherung, sinnvolle Tätigkeit, Familiengestaltung, Beziehung und Bindung sowie Belohnung und Anerkennung. Insgesamt am häufigsten nannten die Befragten generative Motive, also den Wunsch, Verantwortung für die nachfolgende Generation zu übernehmen, einem Kind Entwicklungschancen zu ermöglichen und einen gesellschaftlichen Beitrag zu leisten. Ebenfalls bedeutsam waren die Freude an der Begleitung der Entwicklung des Pflegekindes sowie die persönliche und familiäre Bereicherung durch die Pflegeelternschaft. Damit konnten die Studie aufzeigen, dass altruistische und kinderzentrierte Gründe am häufigsten genannt wurden, während extrinsische Motive wie Anerkennung und Belohnung eine geringere Bedeutung haben (S. 42-43).

2.5.2 Akquise neuer Pflegeeltern

Zur Identifikation wirksamer Rekrutierungsstrategien bieten bereits vorhandene empirische Untersuchungen eine Basis. Van Santen et al. (2019) untersuchten auf Grundlage des DJI-Pflegekinderhilfeb@rometers, eines Online-Erhebungsinstruments des Deutschen Jugendinstituts zur Erfassung von Strukturen und Fachpraxis in der Pflegekinderhilfe, welche Wege Jugendämter zur Gewinnung von Pflegeeltern nutzen und als besonders erfolgreich einschätzen. Die Ergebnisse zeigen, dass Empfehlungen durch bereits aktive Pflegeeltern als besonders wirksam gelten. Rund 80 % der befragten Jugendämter bewerten die Mund-zu-Mund-Propaganda als eine der erfolgreichsten Methoden, um neue und geeignete Pflegeeltern zu gewinnen (S. 122-124). Binks & Metzdorf (2020) erklären dies damit, dass positive Erfahrungen mit der Aufnahme von Pflegekindern im persönlichen Umfeld den Zugang zur Pflegekinderhilfe erleichtern, Hemmschwellen sowie Vorbehalte abbauen und die Bedeutung des Pflegekinderwesens stärker ins Bewusstsein rücken können (S. 64). Neben der Mund-zu-Mund-Propaganda wird eine strukturierte Öffentlichkeitsarbeit als essenziell beschrieben. Krumbholz (2011) begründet die Notwendigkeit von Öffentlichkeitsarbeit damit, dass diese dazu dient, Vorurteile gegenüber Pflegekindern und Pflegeeltern abzubauen und dass durch realistische und differenzierte

Information der Öffentlichkeit die gesellschaftliche Akzeptanz von Pflegeverhältnissen gestärkt und die Rekrutierung geeigneter Pflegefamilien unterstützt werden können (S. 381). Sie verweist diesbezüglich auch auf die Notwendigkeit ausreichender finanzierter Ressourcen, um die Qualitätsentwicklung, Unterstützungsangebote sowie gezielte Ansprache verschiedener Zielgruppen über geeignete Kanäle zu fördern und damit langfristig zur Stabilität und Attraktivität von Pflegeverhältnissen beitragen zu können (S. 394-395). Ein zentraler Fokus liegt auf der Nutzung sozialer Netzwerke und digitaler Medien, um eine grössere Reichweite zu erzielen. Brink & Metzdorf (2020) zeigen auf, dass die Akquise von Pflegefamilien sowohl an familiennahen Orten wie Kitas oder Mehrgenerationenhäusern als auch über digitale und soziale Medien erfolgen sollte, da klassische Werbeformate wie Flyer und Zeitungsartikel häufig nicht mehr ausreichen, um potenzielle Pflegefamilien breit zu erreichen (S. 64). Die Forschung zeigt, dass Fachpersonen in der Pflegekinderhilfe nicht frei von normativen Vorstellungen und Vorannahmen gegenüber bestimmten Pflegefamilienformen sind. Im vom Schweizerischen Nationalfonds geförderten Forschungsprojekt «*Bilder der Pflegefamilie und ihre Wirkungen auf Kooperationsprozesse in der Pflegekinderhilfe*» zeigte sich, dass Fachpersonen häufig ein Idealbild der Pflegefamilie vertreten, das sich an traditionellen Familienvorstellungen orientiert und dadurch von der tatsächlichen Vielfalt gelebter Pflegefamilien abweicht (Reimer et. al, 2025). Dies kann dazu führen, dass alternative Familienformen wie beispielsweise Einelternfamilien, gleichgeschlechtliche Pflegeeltern oder Patchwork-Familien weniger stark berücksichtigt oder implizit als weniger passend wahrgenommen werden (S. 16-17). Daran anknüpfend weisen Brink & Metzdorf (2020) auf den aktuellen Fachdiskurs hin, wonach migrationsbezogene Vorannahmen und stereotype Zuschreibungen die Gewinnung sowie die fachliche Beurteilung von Pflegeeltern mit Migrationshintergrund beeinflussen können. Vor diesem Hintergrund wird eine migrationssensible Ausgestaltung von Auswahl- und Begleitprozessen gefordert, um die Vielfalt potenzieller Pflegefamilien angemessen zu berücksichtigen und bestehende Zugangsbarrieren abzubauen (S. 64-65).

2.5.3 Weiterer Forschungsbedarf

Grundsätzlich fehlen in der Schweiz statistische Daten in allen Bereichen der Pflegekinderhilfe (Seiterle, 2017, S. 305). Dies lässt sich auf verschiedene Gründe wie beispielsweise den Föderalismus zurückführen: Aufgrund der unterschiedlichen kantonalen Systeme der Kinder- und Jugendhilfe ist die Erfassung national vergleichbarer Statistiken erschwert (Piller & Schnurr, 2013, S. 7). Entsprechend unterscheiden sich auch die Aufgabenverteilung und Zuständigkeiten zwischen öffentlichen Stellen, Dienstleistungsanbietern und Pflegefamilien von Kanton zu Kanton (Schnurr et al. 2025, S. 190). Bislang bestehen noch keine systematischen Untersuchungen zu Auswirkungen auf Entscheidungspraxen, Erreichbarkeit und Qualität von Leistungen der Pflegekinderhilfe und

die Zusammenarbeit von Pflegeeltern mit öffentlichen und privaten Trägern (S. 214). Die Palatin Stiftung sieht insbesondere Forschungsbedarf in den Bereichen Herkunftssysteme, Verwandtenpflege und auch hinsichtlich gesellschaftlicher Stigmatisierung von Pflegekindern, -eltern und Herkunftsfamilien und richtet ihre zukünftigen Forschungsprojekte darauf aus (Palatin Stiftung, 2023, S. 5). Dabei bleibt aber ein relevanter Forschungsbereich weitgehend unbeachtet: Die Rekrutierung von Pflegeeltern. Zwar bestehen Studien, die Motive beschreiben, jedoch fehlen Untersuchungen dazu, wie diese Motive mit Rekrutierungsstrategien neuer Pflegeeltern zusammenhängen. Dabei wäre interessant, welche Motivlagen besonders rekrutierungsrelevant sind. Hinsichtlich der Zugänglichkeit von Pflegeelternschaft lässt sich ein weiterer Forschungsbedarf ableiten: Während die Fachliteratur den Bedarf an zusätzlichen Pflegefamilien sowie die Bedeutung diversitätsorientierter Gewinnungsstrategien hervorhebt, bleibt weitgehend offen, über welche lebensweltlichen Kontexte potenzielle Pflegeeltern erreicht werden können.

Insbesondere über die Rolle des Gesundheitswesens als möglicher Zugangskontext ist gemäss den Recherchen im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit bisher wenig bekannt. Ob und in welcher Weise solche Institutionen zur niedrigschwelligen Information über Pflegeelternschaft beitragen können, scheint bislang kaum erforscht. Einrichtungen wie gynäkologische Praxen, Kinderwunschzentren oder andere medizinische und psychosoziale Beratungsangebote begleiten Menschen häufig in Lebensphasen, die eng mit Fragen von Elternschaft und Familiengründung verbunden sind. Künftige Forschung könnte daher untersuchen, welches Potenzial medizinische Einrichtungen für die Sichtbarkeit und Zugänglichkeit von Pflegeelternschaft besitzen und wie sie zur Entwicklung geeigneter Strategien der Pflegeelternengewinnung beitragen können.

3 Theoretische Perspektiven auf Elternschaft, Motive und Entscheidungsprozesse

Um die Motive von Pflegeeltern und die prägenden Faktoren im Entscheidungsprozess besser verstehen und einordnen zu können, werden im folgenden Kapitel ausgewählte theoretische Ansätze herangezogen. Zunächst wird betrachtet, welche gesellschaftlichen Vorstellungen von Familie und Elternschaft die Wahrnehmung von Pflegeelternschaft prägen. Darauf aufbauend wird mithilfe des Rubikon-Modells erläutert, wie sich aus Wünschen und Motiven konkrete Handlungsentscheidungen entwickeln können. Die Selbstbestimmungstheorie bietet anschliessend einen Zugang zur Entstehung und Ausgestaltung von Motivation, während die Selbstwirksamkeitstheorie erklärt, welche Bedeutung die Einschätzung der eigenen Fähigkeiten für die Entscheidung zur Übernahme einer Pflegeelternschaft haben kann. Die theoretischen Ansätze ergänzen sich gegenseitig und ermöglichen eine mehrdimensionale Betrachtung der

Beweggründe von Pflegeeltern. Sie dienen als Grundlage für die weitere Analyse der empirischen Ergebnisse im Diskussionsteil.

3.1 Familienleitbilder

Vorstellungen von Familie und Elternschaft sind gesellschaftlich konstruiert und prägen, welche Formen des familiären Zusammenlebens als normal, erstrebenswert oder überhaupt denkbar wahrgenommen werden. Im Rahmen der repräsentativen Studie «Familienleitbilder (FLB)» des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung gaben nahezu alle Befragten an, dass Kinder das zentrale Merkmal einer Familie seien (Lück & Ruckdeschel, 2015). Familie wurde dabei häufig als zusammenlebendes heterosexuelles Paar mit Kindern verstanden (S. 62). Fritz-Klausner et al. (2021) betonen, dass gesellschaftliche Modernisierungsprozesse zu einer Pluralisierung von Familienformen geführt und bestehende Vorstellungen von Familie, Elternschaft und Zugehörigkeit erweitert haben. Alternative Familienformen werden dadurch in der gesellschaftlichen Wahrnehmung zwar nicht grundsätzlich ausgeschlossen, aber dennoch häufig mit der klassischen Kernfamilie verglichen und an deren Normen gemessen (S. 7). Dass Familie nicht einfach *ist*, sondern auch *hergestellt wird*, lässt sich Anhand des Konzepts des Doing Family beschreiben. Das Konzept versteht Familie als einen fortlaufenden Herstellungsprozess, bei dem Familie durch alltägliche Praktiken, Care-Arbeit und das gemeinsame Leben aktiv erzeugt und nach aussen als Familie sichtbar gemacht wird (Schondelmayer, 2020). Diese Herstellungsleistung erfolgt jedoch nicht losgelöst von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, sondern ist eng mit Normvorstellungen und Anerkennungsmechanismen verknüpft. Familien bewegen sich dabei in einem Spannungsfeld, in dem sie einerseits ihre eigene Lebensform gestalten und sichtbar machen, andererseits aber auch an gesellschaftlichen Vorstellungen von «normaler» Familie gemessen und entsprechend als «normal» oder «abweichend» gelesen und bewertet werden. Das Konzept verdeutlicht, dass Familien nicht nur Beziehungen und Fürsorge aktiv herstellen, sondern sich zugleich mit gesellschaftlichen Erwartungen auseinandersetzen müssen. Das Sichtbarmachen von Familie kann einerseits der Anerkennung vielfältiger Lebensformen und von Care-Leistungen dienen, andererseits aber auch Ausdruck des Bedürfnisses sein, als «normale» Familie gesellschaftliche Akzeptanz zu erfahren (S. 34-35). Diese Ausführungen verdeutlichen, dass das Herstellen von Familie stets auch in gesellschaftliche Anerkennungs- und Machtverhältnisse eingebettet ist.

Wie für Familie gibt es auch für Elternschaft verschiedene Konzepte. Elternschaft wird laut Vaskovics (2020) zunehmend nicht mehr ausschliesslich über biologische Abstammung definiert, sondern über die Übernahme von Verantwortung für ein Kind. Daraus ergibt sich das Konzept der sozialen Elternschaft, bei welcher Pflege, Erziehung, emotionale Zuwendung und langfristige

Verantwortung im Zentrum stehen (S. 270). Soziale Elternschaft kann dementsprechend in unterschiedlichen Formen gelebt werden, etwa in Stief-, Adoptiv- und Pflegefamilien, in Regenbogenfamilien, im Co-Parenting sowie in weiteren, auch nicht-familial organisierten Sorgearrangements. Elternschaft wird in diesem Kontext laut Linek et al. (2022) als sozialer Prozess verstanden, der durch verlässliche Bindungen und die praktische Ausgestaltung familiärer Beziehungen entsteht. Soziale Elternschaft kann demnach nicht nur als Sammelbegriff für Familienformen verstanden werden, die von der heterosexuellen Kernfamilie abweichen, sondern auch als inhaltliches Konzept, das unabhängig von der jeweiligen Familienform für alle familiären Konstellationen von Bedeutung ist (S. 380-381). Haller (2022) unterscheidet zwischen biologischer, sozialer und rechtlicher Elternschaft. Die biologische Elternschaft ergibt sich aus der Abstammung eines Kindes, während soziale Elternschaft durch die längerfristige Übernahme von Fürsorge, Verantwortung und Zuwendung entsteht (S. 132). Darüber hinaus betont Haller, dass Elternschaft auch eine rechtliche Dimension umfasst. Wer rechtlich als Elternteil gilt, wird im Rahmen der gesetzlich geregelten Eltern-Kind-Zuordnung festgelegt, wodurch die mit der Elternschaft verbundenen Rechte und Pflichten bestimmt werden (S. 131-133). Damit wird deutlich, dass Elternschaft nicht ausschliesslich auf biologischer Abstammung beruht, sondern ebenso soziale und rechtliche Aspekte umfasst. Ein weiterer zentraler Begriff im Diskurs um Familie und Elternschaft ist die erworbene Elternschaft (Gabriel & Keller, 2020). Sie bezeichnet Formen der Elternschaft, bei denen die Übernahme der Elternrolle nicht auf biologischer Abstammung beruht, sondern durch ein staatlich geregeltes Verfahren erfolgt. Im Unterschied zur biologischen Elternschaft müssen angehende Eltern ihre Eignung im Rahmen eines behördlichen Verfahrens nachweisen, bevor ihnen die Elternverantwortung übertragen wird. Die damit verbundenen Aufgaben und Verantwortlichkeiten entsprechen jenen der sozialen Elternschaft. Erworbene Elternschaft zeichnet sich somit insbesondere dadurch aus, dass sie institutionell geprüft, rechtlich legitimiert und anschliessend übernommen wird (S. 297-301). Dies trifft beispielsweise auf Pflegeeltern zu.

Für die vorliegende Arbeit bilden diese theoretischen Konzepte einen zentralen Bezugsrahmen. Sie verdeutlichen, dass Familie und Elternschaft nicht ausschliesslich biologisch begründet sind, sondern durch gesellschaftliche Vorstellungen, soziale Beziehungen und institutionelle Rahmenbedingungen mitgestaltet werden. Pflegeelternschaft lässt sich vor diesem Hintergrund als eine Form sozialer und erworbener Elternschaft verstehen. Sie entsteht durch die langfristige Übernahme von Fürsorge, Erziehungsverantwortung und Sorgearbeit und wird im Rahmen eines institutionellen Verfahrens begründet. Gleichzeitig bewegt sich Pflegeelternschaft im Spannungsfeld sozialer und rechtlicher Elternschaft, da Pflegeeltern soziale Elternfunktionen übernehmen, die rechtliche Elternschaft jedoch in der Regel nicht oder nur in Teilaspekten auf sie

übergeht. Die dargestellten theoretischen Ansätze verdeutlichen zudem, dass Pflegeelternschaft nicht losgelöst von gesellschaftlichen Familienleitbildern betrachtet werden kann. Wenn Vorstellungen von Familie und Elternschaft weiterhin überwiegend an der biologischen Kernfamilie orientiert sind, kann dies beeinflussen, ob Menschen Pflegeelternschaft überhaupt als mögliche Form von Elternschaft oder als eigene Lebensperspektive wahrnehmen. Die Konzepte der sozialen, rechtlichen und erworbenen Elternschaft sowie des Doing Family bieten daher einen geeigneten theoretischen Bezugsrahmen, um zu untersuchen, wie Vorstellungen von Familie und Elternschaft den Zugang zur Pflegeelternschaft prägen.

3.2 Entscheidungsprozess anhand des Rubikon-Modells

Vor diesem theoretischen Hintergrund kann der Entscheidungsprozess potenzieller Pflegeeltern mithilfe des Rubikon-Modells der Handlungsphasen nach Heckhausen und Gollwitzer (1990) theoretisch eingeordnet werden. Das Modell beschreibt die Entstehung, Abwägung und Umsetzung von Handlungsentscheidungen als einen mehrstufigen Prozess. Dabei wird die Zielverfolgung in vier aufeinanderfolgende Phasen unterteilt: Die prädezieionale, die postdezieionale, die aktionale und die postaktionale Phase. Die erste und letzte Phase sind motivational ausgerichtet und befassen sich mit der Zielbildung beziehungsweise der Bewertung des erreichten Ergebnisses, während die beiden mittleren Phase volitional sind und die Planung sowie die Umsetzung in den Mittelpunkt stellen (Achtziger & Gollwitzer, 2009, S.150- 151).

Der Ausgangspunkt dieses Prozesses sind dabei Motive, also innere Beweggründe und Bedürfnisse. Sie entstehen sowohl aus individuellen Erfahrungen als auch aus gesellschaftlichen Vorstellungen (Heckhausen & Heckhausen, 2025, S. 3). Im Kontext der Pflegeelternschaft können Motive beispielsweise der Wunsch, Fürsorge zu leisten, Familienmodelle zu erweitern, gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen oder auch Privilegien weiterzugeben sein. Auch gesellschaftliche Vorstellungen von Familie, Elternschaft und Zugehörigkeit können dabei handlungsleitend wirken. Im Rubikon-Modell bilden die Motive, Bedürfnisse und Wünsche die Grundlage der ersten Phase: *Der prädezieionalen Phase*. Potenzielle Pflegeeltern setzen sich in dieser Phase mit ihren Wünschen, Erwartungen und persönlichen Voraussetzungen auseinander (Achtziger & Gollwitzer, 2009, S. 150). Wegweisend in dieser Phase sind neben dem Abwägen von persönlichen Ressourcen auch gesellschaftliche Leitbilder von Familie. Sprechen genügend Faktoren dafür, sich für eine Pflegeelternschaft zu entscheiden, wird der sogenannte Rubikon überschritten, die *postdezieionale Phase* wird betreten. Aus verschiedenen Bedürfnissen und Motiven entsteht ein konkretes Handlungsziel, beispielsweise: *Ich möchte ein Pflegekind bei mir aufnehmen*. Die Bewusstseinslage verändert sich in dieser Phase von einer abwägenden zu einer planenden Haltung. Das Ziel wird somit nicht länger grundsätzlich hinterfragt und abgewogen, sondern aktiv

verfolgt und es beginnt eine konkrete Planung (Achtziger & Gollwitzer, 2009, S. 153). In dieser Phase werden beispielsweise weitere Abklärungen gemacht, das familiäre Umfeld vorbereitet und Informationsgespräche mit Fachstellen geführt. In der *aktionalen Phase* erfolgt dann schliesslich die tatsächliche Aufnahme eines Pflegekindes. In der letzten Phase der *postaktionalen Phase* werden die gemachten Erfahrungen reflektiert und geprüft, ob die angestrebten Ziele erreicht wurden. Aufgrund dieser Auseinandersetzung können sich wiederum weitere Motive entwickeln (Achtziger & Gollwitzer, 2009, S. 151).

3.3 Entstehung von Motivation anhand der Selbstbestimmungstheorie

Eine weitere Perspektive im Hinblick auf die Annäherung an die Forschungsfrage gibt die Selbstbestimmungstheorie von Deci und Ryan (1993). Sie befasst sich mit der Entstehung menschlicher Motivation und den drei dahinterstehenden Grundbedürfnissen: Dem Bedürfnis nach Kompetenz, dem Bedürfnis nach Autonomie und dem Bedürfnis nach sozialer Eingebundenheit (S. 229). Die Theorie unterscheidet zwischen intrinsischer und extrinsischer Motivation. Intrinsische Motivation beschreibt Handlungen, die durch innere Beweggründe wie Interesse, Freude und Neugier angetrieben werden. Extrinsische Motivation hingegen wird durch äussere Einflüsse wie soziale Anerkennung, gesellschaftliche Erwartungen oder materielle Anreize beeinflusst (S. 225). Im Kontext der Entscheidung zur Pflegeelternschaft können sowohl intrinsische als auch extrinsische Beweggründe von Bedeutung sein. So können intrinsische Motive wie der Wunsch danach, emotionale Verbundenheit zu erleben oder der Wunsch einen sinnvollen Beitrag zu leisten von Bedeutung sein. Gleichzeitig können aber auch extrinsische Einflüsse wie Familienvorstellungen oder gesellschaftliche Anerkennung die Entscheidung prägen. Gemäss Deci und Ryan (1993) kann jedoch auch die extrinsische Motivation als selbstbestimmt erlebt werden, hier werden vier Formen der sogenannten extrinsischen Regulation beschrieben: Die *externe Regulation*, bei der Handlungen vollständig durch äussere Belohnungen oder Strafen gesteuert werden, die *introjizierte Regulation*, bei der Handlungen unter innerem Druck erfolgen, die *identifizierte Regulation*, bei der Personen den Wert einer Handlung erkennen und annehmen, sowie die *integrierte Regulation* als höchste Form der extrinsischen Motivation, bei der Werte und Ziele vollständig in das eigene Selbstkonzept integriert werden (S. 227-229). Das bedeutet, dass Menschen nicht ausschliesslich aufgrund von gesellschaftlichem Druck handeln, sondern gesellschaftliche Vorstellungen schrittweise internalisieren und in ihre eigenen Überzeugungen und ihr Selbstkonzept übernehmen. Die teilweise von aussen geprägten Motive können somit zu persönlichen Wünschen und Bedürfnissen wachsen.

3.4 Entscheidung treffen anhand der Selbstwirksamkeitstheorie

Die Aufnahme eines Pflegekindes ist mit grossem emotionalem, sozialem und organisatorischem Aufwand verbunden. Potenzielle Pflegeeltern müssen dementsprechend nicht nur den Wunsch hegen, ein Pflegekind aufzunehmen, sondern sich zutrauen auf die Bedürfnisse des Pflegekindes einzugehen, belastende Situationen meistern zu können und auch langfristig Verantwortung zu übernehmen. Unterschiede darin, weshalb sich Menschen trotz ähnlicher Wünsche und Bedürfnisse letztlich für oder gegen die Übernahme einer Pflegeelternschaft entscheiden, lassen sich anhand der Selbstwirksamkeitstheorie nach Bandura (1997) erklären. Das Konzept der Selbstwirksamkeit befasst sich mit der subjektiven Wahrnehmung der eigenen Kompetenzen, eine Aufgabe bewältigen zu können oder nicht (Abderhalden & Jüngling, 2019, S. 5). Gemäss diesem Konzept wird die Selbstwirksamkeit durch eigene Erfahrungen, Beobachtung, Ermutigung und Zuspruch durch Andere und körperliche und emotionale Empfindungen gestärkt (S. 7). Im Zusammenhang mit Pflegeelternschaft können hier beispielsweise frühere Erfahrungen mit Betreuung, Erziehung oder sozialem Engagement die Selbstwirksamkeit stärken. Ebenso fördernd für das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten können positive Rückmeldungen aus dem sozialen Umfeld oder Gespräche mit Fachpersonen wirken (S. 6).

4 Forschungsdesign

Die im vorhergehenden Kapitel dargestellten theoretischen Ansätze verdeutlichen, dass die Entscheidung zur Pflegeelternschaft als vielschichtiger Prozess verstanden werden kann, der von gesellschaftlichen Vorstellungen, individuellen Motiven, persönlichen Erfahrungen und situativen Rahmenbedingungen geprägt wird. Um zu untersuchen, welche konkreten Motive und prägenden Faktoren im Entscheidungsprozess von Pflegeeltern bedeutsam sind und wie diese von den Betroffenen selbst wahrgenommen werden, wurde zur Beantwortung der Forschungsfrage ein qualitatives Forschungsdesign gewählt. Im Zentrum der Untersuchung steht die subjektive Perspektive der Befragten auf ihre Motive, Erfahrungen und Entscheidungswege. Die Datenerhebung erfolgte mittels leitfadengestützter Interviews, die anschliessend nach dem Verfahren von Mühlfeld et al. (1981) ausgewertet wurden. Im Folgenden werden das methodische Vorgehen der Datenerhebung und Datenauswertung sowie die Limitationen der vorliegenden Untersuchung dargestellt.

4.1 Datenerhebung mittels leitfadengestützten Interviews

Die vorliegende Arbeit folgte einem qualitativen Forschungsansatz, der darauf abzielt, subjektive Sichtweisen und Sinnkonstruktionen zu verstehen und nachzuvollziehen (Helfferich, 2022, S. 877). Als Erhebungsmethode diente das leitfadengestützte Interview, mit dem persönliche Werte, Erfahrungen und Sichtweisen erfasst werden können, um die Denk- und Handlungsmuster der befragten Personen besser zu verstehen (S. 875 & 877). Methodisch folgte die Untersuchung dem Grundsatz, möglichst offen zu bleiben und gleichzeitig so viel Struktur wie nötig vorzugeben. Der Leitfaden diente dabei als Orientierung, um das Gespräch im Hinblick auf das Forschungsinteresse zu lenken, ohne die Erzählfreiheit der befragten Personen einzuschränken (S. 876).

Der Leitfaden (Anhang A) wurde gestützt auf deduktive Kategorien (Anhang B) erstellt, die auf der theoretischen Auseinandersetzung basieren und als «Schubladen» für die Antworten dienen (S. 883-884). Diese deduktiven Kategorien orientieren sich an den sieben Kategorien der Studie von Metzger (2022, S. 42-43), die sich damit befasst hat, was bestehende Pflegeeltern an ihrem Pflegeelterndasein schätzen und umfassen die Themen Generativität, Wegbegleitung, persönliche und familiäre Bereicherung, sinnvolle Tätigkeit, Familiengestaltung, Beziehung und Bindung sowie Belohnung und Anerkennung. Ergänzt wurden die deduktiven Kategorien um die zwei Kategorien *Zugang zum Thema Pflegeelternschaft* sowie *Einflussfaktoren im Entscheidungsprozess*. Diese zusätzlichen Kategorien wurden für die Beantwortung der Forschungs- und Praxisfrage als relevant erachtet, da sie dazu beitragen, nachzuvollziehen, wie potenzielle Pflegeeltern überhaupt mit dem Thema in Berührung kommen und welche Faktoren ihren Entscheidungsprozess anstossen und prägen.

Vereinfacht können die deduktiven Kategorien in drei Themenkreise eingeteilt werden:

Der Themenkreis *Zugänge zu Pflegeelternschaft* untersuchte, aufgrund welcher biografischen Prägungen, Berührungspunkte, Erfahrungen und Vorstellungen von Elternschaft sich die interviewten Personen mit Pflegeelternschaft auseinandersetzten und was den konkreten Anstoss dazu gab.

Der Themenkreis *Persönliche Motive* zielte darauf ab, individuelle Beweggründe und Bedeutungszuschreibungen im Zusammenhang mit Pflegeelternschaft sichtbar zu machen. Dabei wurden unter anderem der Wunsch nach Weitergabe von Erfahrungen und Fürsorge über Generationen hinweg, die Unterstützung und Entwicklungsbegleitung eines Kindes sowie das Bedürfnis nach Verantwortung thematisiert. Ebenso interessierten emotionale, rationale und identitätsbezogene Aspekte, das Bedürfnis nach einer sinnstiftenden Tätigkeit und einem gesellschaftlichen Beitrag sowie Vorstellungen von alternativen Familienformen, bewussten Lebensentwürfen und Elternschaft. Zudem wurden Wünsche nach Nähe, Bindung, Wertschätzung und sozialer Anerkennung beleuchtet.

Der Themenkreis *Einflussfaktoren im Entscheidungsprozess* fokussierte auf gesellschaftliche, rechtliche, finanzielle und organisatorische Rahmenbedingungen sowie auf Unterstützungsangebote und persönliche Zusammenhänge, welche den Entscheidungsprozess zur Pflegeelternschaft beeinflussen können.

Das Leitfadeninterview wurde gestützt auf Helfferich (2022) als teilnarratives Verfahren angelegt, das ein ausgewogenes Verhältnis zwischen offenen Erzählaufforderungen und gezielten Nachfragen anstrebte (S. 885). Fragen wurden dabei als Erzählanlässe formuliert, um einen natürlichen Redefluss anzuregen (S. 882). Ein zentrales Prinzip war die Flexibilität: Die Reihenfolge passte sich dem Erzählfluss der Interviewteilnehmenden an, wobei spontane Äusserungen Vorrang vor der Leitfadenstruktur hatten (S. 883). Das primäre Erkenntnisinteresse lag in der Rekonstruktion individueller Entscheidungsprozesse aus der Perspektive der Interviewteilnehmenden (S. 877).

4.2 Sampling

Die Rekrutierung der Interviewpartner:innen erfolgte mittels eines Aufrufs durch einen Flyer. Dabei erhielten die Autorinnen Unterstützung von zwei Fachstellen im Pflegekinderwesen: Die Fachstelle Pflegekind Bern kontaktierte direkt potenzielle Interviewteilnehmende aus ihrem Netzwerk mit dem Aufruf und die Schweizerische Fachstelle Pflegefamilie SFP veröffentlichte den Aufruf in ihrem Newsletter. Aus den eingegangenen Rückmeldungen wurden jene Personen ausgewählt, die eine möglichst hohe Varianz innerhalb des Samples erwarten liessen. Ziel dieses induktiven Samplings war nicht die statistische Repräsentativität, sondern die Abbildung unterschiedlicher Perspektiven, Motive und prägenden Faktoren im Entscheidungsprozess.

Die sieben befragten Personen sind zwischen 39 und 58 Jahre alt und unterscheiden sich insbesondere hinsichtlich ihres Standes im Entscheidungsprozess: Von ersten Überlegungen zur Aufnahme eines Pflegekindes bis hin zu mehrjähriger Erfahrung als Pflegeeltern. Die Unterschiede im Stand des Entscheidungsprozesses ermöglichten es, sowohl Beweggründe für die erstmalige Auseinandersetzung mit Pflegeelternschaft als auch Faktoren der konkreten Entscheidungsfindung und rückblickende Erfahrungen bereits aktiver Pflegeeltern zu erfassen. Ebenso bestehen bezüglich Form von Pflegeverhältnissen Unterschiede: Die Teilnehmenden haben Erfahrung oder setzen sich auseinander mit Entlastungsplätzen, Langzeitbegleitungen oder Notfallplatzierungen. Auch die familiären Lebensformen der Befragten sind vielfältig. Das Sample umfasst alleinstehende Personen, Personen in Partnerschaften mit getrennten Haushalten, verheiratete Paare ohne leibliche Kinder sowie Familien mit leiblichen Kindern. Zudem sind sowohl gleichgeschlechtliche als auch gegengeschlechtliche Paare vertreten.

Beruflich bringen viele Befragte Erfahrungen aus dem Bereich der Sozialen Arbeit mit. Ergänzt wird das Sample durch Personen aus weiteren Berufsfeldern wie der Kulturszene, der IT-Branche sowie dem Lehrberuf. Dadurch konnten unterschiedliche biografische, berufliche und familiäre Perspektiven berücksichtigt werden. Die Befragten nahmen entweder als Einzelperson, als Paar oder als eine Person aus einer Paarbeziehung am jeweiligen Interview teil. In der nachfolgenden Tabelle sind die Details zu den Befragten abgebildet:

Befragte 1 (B1)	Einzelperson, weiblich
Familiensituation	alleinstehend, 1-Personenhaushalt keine leiblichen Kinder
Stand Pflegeelternschaft	Am Beginn des Entscheidungsprozess zur Aufnahme eines Pflegekindes als Einzelperson (Informationsveranstaltung besucht, noch nicht entschieden)
Befragter 2 (B2)	Einzelperson, männlich
Familiensituation	verheiratet mit einer Frau, gemeinsamer Haushalt keine leiblichen Kinder
Stand Pflegeelternschaft	Begleitung eines Pflegekindes als Paar, voraussichtlich in einer Dauerplatzierung Erfahrung mit Entlastungsplätzen vorhanden
Befragte 3 (B3)	Einzelperson, weiblich
Familiensituation	In Partnerschaft mit einem Mann, getrennte Haushalte die Befragte hat keine leiblichen Kinder (der Partner hingegen schon)
Stand Pflegeelternschaft	Befragte verfügt über eine Bewilligung zur Aufnahme eines Pflegekindes als Einzelperson, aktuell findet die Passungsabklärung für einen Entlastungsplatz statt
Befragte 4 (B4)	Einzelperson, weiblich
Familiensituation	Verheiratet mit einem Mann, gemeinsamer Haushalt vier gemeinsame leibliche Kinder
Stand Pflegeelternschaft	aktuell zwei Pflegekinder (Zwillinge) in voraussichtlicher Dauerplatzierung Erfahrung mit kurzzeitigen Pflegeverhältnisse vorhanden
Befragte 5 (B5)	Einzelperson, weiblich
Familiensituation	Verheiratet mit einer Frau, gemeinsamer Haushalt keine leiblichen Kinder
Stand Pflegeelternschaft	Aktuell zwei Pflegekinder aus unterschiedlichen Herkunftsfamilien in Langzeitpflege Erfahrung mit Notfallplatzierungen vorhanden
Befragte 6 (B6) (als Paar)	Paar, weiblich/männlich
Familiensituation	miteinander verheiratet, gemeinsamer Haushalt keine leiblichen Kinder
Stand Pflegeelternschaft	Erfahrung in der Betreuung von Pflegekindern als Paar im Rahmen von Entlastungsplätzen, aktuell in keinem Pflegeverhältnis

Tabelle 1: Darstellung Sample mit Kürzel (eigene Darstellung)

4.3 Durchführung

Die Wahl des Settings für die sechs leitfadengestützten Interviews wurde den jeweiligen Teilnehmenden überlassen. Ziel dabei war es, eine möglichst offene und angenehme Gesprächsatmosphäre ermöglichen zu können und sich auch an den Lebensrealitäten der Befragten zu orientieren. Vier Interviews wurden bei einem persönlichen Treffen durchgeführt (drei bei den Befragten zuhause, eines in einem Café), zwei fanden online via Zoom statt. Die Interviews dauerten zwischen 60 und 75 Minuten und wurden als Audiodatei aufgezeichnet, um sie nachträglich transkribieren zu können. Die Interviewteilnehmenden wurden über den Verwendungszweck der Audioaufnahme informiert und die Einwilligung dafür wurde schriftlich eingeholt. Während des Interviews übernahmen die Autorinnen unterschiedliche Aufgaben: Eine Person führte das Interview, während die andere die Audioaufnahme betreute und den Überblick über die deduktiven Kategorien behielt, um bei Bedarf vertiefende Nachfragen zu stellen.

4.4 Datenaufbereitung und Datenauswertung

Für die Auswertung der Interviews wurde das von Mühlfeld et al (1981) entwickelte sechsstufige Verfahren gewählt. Das Verfahren eignet sich für die strukturierende Auswertung leitfadengestützter Interviews und ermöglicht die systematische Identifikation gemeinsamer Muster und Themen, die über individuelle Sichtweisen der Interviewteilnehmenden hinausgehen (Mayer, 2008, S. 47). Dazu wurden vorgängig die Interviews anhand der Audioaufnahmen manuell transkribiert. Zum Schutz der befragten Personen wurden sämtliche personenbezogenen Angaben anonymisiert. Der Schwerpunkt der Transkription lag dabei auf den offenkundigen inhaltlichen Aussagen. Auf die Erfassung von Pausen, Stimmlagen oder anderen parasprachlichen Merkmalen wurde bewusst verzichtet, da diese verdeckten Kommunikationsinhalte im gewählten Auswertungsverfahren nicht berücksichtigt werden (Mayer, 2008, S. 47). Die Konzentration auf die unmittelbar erkennbaren Kommunikationsinhalte ermöglichte eine effiziente Auswertung der wesentlichen Aussagen (S. 48). Die Auswertung der Aussagen erfolgte nach der Beschreibung von Mayer (2008, S. 50). Im ersten Schritt wurden alle relevanten Textstellen in den Transkripten markiert, welche Antworten auf die Fragestellungen des Leitfadens enthalten. Diese Aussagen wurden im zweiten Schritt in ein vorgängig erstelltes Kategorienschema eingeordnet, welches die bereits im Kapitel 4.1 beschriebenen deduktive Kategorien umfasste (Anhang B).

Während der Analyse wurden die deduktiven Kategorien fortlaufend mit dem Datenmaterial abgeglichen. Neue inhaltliche Aspekte, die nicht ausreichend durch bestehende Kategorien erfasst werden konnten, führten zur Erweiterung oder Anpassung des Kategoriensystems, sodass schlussendlich folgende fünf Hauptkategorien mit ihren jeweiligen Unterkategorien für die Einordnung der Aussagen verwendet wurden:

Biografische Erfahrungen	• Kindheit/Sozialisation • Spätere prägende Erfahrungen/Erlebnisse
Zugang & Aktivierung	• Erstkontakt mit dem Thema • Konkrete Auslöser für Auseinandersetzung mit dem Thema
Motive & Sinnkonstruktionen	• Fürsorge & gesellschaftlicher Beitrag • Beziehung / Bindung / Familienvorstellung • Sinnsuche / Entwicklung / Selbstwirksamkeit
Ambivalenzen & Spannungsfelder	• Unsicherheiten • Herausforderungen • Spannungsfelder
Wahrnehmung von Ressourcen	• Soziale Ressourcen • Gesellschaftliche Ressourcen • Institutionelle Ressourcen

Tabelle 2: Kategorienschema (eigene Darstellung)

Im dritten Schritt wurden die kategorisierten Einzelinformationen innerhalb jedes Interviews wieder in einen Zusammenhang gebracht, um die innere Logik der jeweiligen Fallperspektive zu rekonstruieren. Diese innere Logik wurde im vierten Schritt schriftlich festgehalten. Im fünften Schritt wurde die Verschriftlichung durch charakteristische Interviewzitate ergänzt und inhaltlich mit den Originaltranskripten abgeglichen. Die jeweiligen Zitate sind mit B1 bis B6 beschriftet und beziehen sich auf die Befragten 1 bis 6 gemäss der Tabelle 1 *Darstellung Sample mit Kürzel* im Kapitel 4.2. Die Aussagen der «Befragten 6», die als Paar am Interview teilgenommen haben, wurden alle mit B6 und nicht separat ausgewiesen. Im sechsten Schritt erfolgten die fallübergreifende Zusammenführung und Verschriftlichung der Ergebnisse. Dabei wurden die Aussagen der Interviewteilnehmenden miteinander verglichen, um Gemeinsamkeiten, Unterschiede sowie wiederkehrende Muster innerhalb des Samples zu identifizieren. Ziel dieses Schrittes war die Rekonstruktion einer übergeordneten Struktur der untersuchten Erfahrungen und Deutungen, die über die einzelnen Interviews hinausgeht und die Grundlage für die

Darstellung der Forschungsergebnisse bildet (Mayer, 2008, S. 50). Der Fokus lag dabei auf einer datenorientierten und nachvollziehbaren Rekonstruktion der Aussagen der Interviewpartner:innen (S. 47 & 50). Weitergehende theoretische Interpretationen standen dabei nicht im Vordergrund. Die Forschungsergebnisse sind im nachfolgenden Kapitel dargestellt.

4.5 Limitation der Forschung

Die vorliegende Untersuchung weist verschiedene Limitationen auf, die bei der Einordnung der Ergebnisse berücksichtigt werden müssen. Das Sample umfasst insgesamt sechs Interviews mit Personen beziehungsweise Paaren, die sich in unterschiedlichen Phasen der Pflegeelternschaft befinden - von der ersten Auseinandersetzung mit dem Thema bis hin zu langjährigen Pflegeverhältnissen. Dadurch konnten zwar vielfältige Perspektiven erfasst werden, gleichzeitig erschwert diese Heterogenität jedoch eine direkte Vergleichbarkeit der Motive und Einflussfaktoren. Die Perspektiven von Personen, die sich gegen eine Pflegeelternschaft entschieden haben, sind zudem nicht vertreten. Zudem zeigt sich eine gewisse Homogenität des Samples hinsichtlich sozialer und bildungsbezogener Merkmale. Sämtliche Befragte verfügen über einen hohen Bildungsstand, mehrere Personen sind zudem im sozialpädagogischen, sozialen oder pädagogischen Bereich tätig oder weisen entsprechende berufliche Erfahrungen auf. Dies könnte die starke Reflexionsfähigkeit der Befragten sowie bestimmte Werthaltungen - etwa hinsichtlich Fürsorge, Beziehungsgestaltung oder gesellschaftlicher Verantwortung - beeinflusst haben. Perspektiven von Pflegeeltern mit anderen sozialen Voraussetzungen sind im Sample nicht vertreten. Weiter ist zu berücksichtigen, dass mehrere Befragte über dieselbe Fachstelle rekrutiert wurden. Dadurch kann nicht ausgeschlossen werden, dass institutionelle Prägungen oder ähnliche Informations- und Vorbereitungsprozesse die Sichtweisen der Befragten beeinflusst haben.

Einschränkend wirkt zudem, dass bei Zwei-Eltern-Pflegefamilien teilweise nur eine Person am Gespräch teilnahm. Die Perspektiven der jeweiligen Partner:innen konnten dadurch nicht vollständig erfasst werden. Darüber hinaus fanden die Interviews in unterschiedlichen Settings statt - online, in privaten Wohnungen oder in öffentlichen Räumen - was möglicherweise Einfluss auf die Gesprächsdynamik und Offenheit der Aussagen hatte. Die Ergebnisse sind daher nicht repräsentativ zu verstehen, ermöglichen jedoch vertiefte Einblicke in individuelle Motivlagen und Entscheidungsprozesse im Kontext von Pflegeelternschaft.

5 Darstellung der Forschungsergebnisse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der qualitativen Untersuchung dargestellt, um die Forschungsfrage zu beantworten. Wie im vorangehenden Kapitel erläutert, basieren die Forschungsergebnisse auf der qualitativen Auswertung der sechs leitfadengestützten Interviews. Im Fokus stehen dabei biografische Prägungen, Zugänge zur Pflegeelternschaft, konkrete Auslöser für die aktive Auseinandersetzung mit Pflegeelternschaft ebenso wie individuelle Motive sowie Ambivalenzen und Spannungsfelder im Entscheidungsprozess. Ziel der Darstellung ist es, die Wechselwirkungen dieser Faktoren sichtbar zu machen und damit ein vertieftes Verständnis dafür zu entwickeln, welche Beweggründe Menschen dazu veranlassen, Pflegeeltern zu werden.

5.1 Wie kommt Pflegeelternschaft als mögliche Handlungsoption ins Leben?

In diesem Kapitel wird dargelegt, wie Pflegeelternschaft bei den Befragten als mögliche Handlungsoption in den Blick gelangte. Im Fokus steht die Frage, welche biografischen Erfahrungen, persönlichen Prägungen und lebensweltlichen Kontexte dazu beigetragen haben, dass Offenheit gegenüber dieser Familienform entstand. Zudem wird dargestellt, über welche Zugänge die Befragten erstmals mit dem Thema Pflegeelternschaft in Berührung kamen und welche konkreten Auslöser dazu führten, sich intensiver damit auseinanderzusetzen oder sich dafür zu entscheiden. Ziel ist es, nachzuzeichnen, wie Pflegeelternschaft schrittweise als persönlich angestrebte Familien- und Lebensform wahrgenommen und wie daraus ein Entscheidungsprozess angestoßen wurde.

5.1.1 *Biografische Prägungen als Grundlagen von Offenheit und Motivation*

Im gesamten Sample zeigen sich biografische Erfahrungen, die von den Befragten als prägend für ihre heutige Offenheit gegenüber Pflegeelternschaft beschrieben werden. Diese beziehen sich insbesondere auf familiäre Sozialisation, frühe Begegnungen mit unterschiedlichen Lebensrealitäten sowie Erfahrungen in sozialen und beruflichen Kontexten.

Die Herkunftsfamilien werden überwiegend als klassische Familienkonstellationen beschrieben. Gleichzeitig zeigen die Schilderungen, dass das Aufwachsen häufig in sozial offenen und gemeinschaftlich geprägten Lebenswelten stattfand. Wiederkehrend geschildert werden offene Wohn- und Familienstrukturen, ein selbstverständlicher Einbezug weiterer Personen in den Alltag sowie enge Bezüge zu Nachbarschaft, Verwandtschaft und weiteren sozialen Netzwerken. Das Aufwachsen wurde vielfach nicht nur innerhalb der Kernfamilie erlebt, sondern in einem erweiterten sozialen Umfeld, das durch unterschiedliche Bezugspersonen, Austausch und

gegenseitige Unterstützung geprägt war. Die Befragten ordnen diese Erfahrungen als Möglichkeit ein, unterschiedliche soziale Praktiken und Lebensentwürfe früh kennenzulernen und verstehen diese rückblickend als Ausgangspunkt einer erhöhten eigenen Offenheit gegenüber Vielfalt und unterschiedlichen/alternativen Formen des Zusammenlebens. Eine Interviewperson beschreibt dies folgendermassen: *«Ich hatte ganz viele Menschen, wo ich schauen konnte, wie leben die, weil alles so offen war»* (B4, Z. 333–334).

In einzelnen Biografien zeigen sich zudem frühe Erfahrungen mit nicht leiblichen Kindern innerhalb des familiären oder nahen sozialen Umfelds. Die Befragten beschreiben, dass solche Begegnungen bereits in der Kindheit Neugier und Interesse auslösten. Eine Interviewperson erinnert sich daran mit den Worten: *«Meine Gotte hatte zwei Adoptivkinder, und ich habe das bereits als Kind so spannend gefunden»* (B1, Z. 31-32). Rückblickend werden diese Erfahrungen als frühe Berührungspunkte mit unterschiedlichen Formen von Familie und Fürsorge beschrieben. Nicht leibliche Elternschaft oder alternative Formen familiären Zusammenlebens wurden wahrgenommen, ohne ihnen zunächst eine besondere Bedeutung zuzuschreiben oder sie bewusst von der eigenen Familienrealität abzugrenzen. Über die Darstellungen hinweg wird deutlich, dass solche Erfahrungen verschiedene Familienrealitäten früh sichtbar machten und als Teil des eigenen sozialen Umfelds erlebt wurden.

Über das gesamte Sample hinweg zeigen sich zudem wiederkehrende Begegnungen mit sozialer Ungleichheit sowie mit belasteten Lebenssituationen von Kindern und Familien. Diese Erfahrungen entstanden in unterschiedlichen biografischen Kontexten und reichen von Erlebnissen im erweiterten Familiensystem über gesellschaftliches und politisches Engagement bis hin zu beruflichen Tätigkeiten in sozialen, pädagogischen und betreuenden Arbeitsfeldern.

Mehrere Befragte schildern frühe oder längerfristige Kontakte mit Kindern und Familien, die von instabilen Lebensbedingungen, Vernachlässigung, psychischer Belastung, fehlender Unterstützung oder eingeschränkten Entwicklungsmöglichkeiten betroffen waren. Genannt werden unter anderem Erfahrungen im Kinder- und Jugendschutz, in schulischen und sozialpädagogischen Kontexten sowie in Projekten mit benachteiligten Kindern im In- und Ausland. Beschrieben werden auch Erfahrungen innerhalb des eigenen familiären Umfelds, in denen soziale Ungleichheit und Belastungen unmittelbar miterlebt wurden. Eine Interviewperson berichtet hierzu: *«Wir hatten Cousins und Cousinen, die hatten es gar nicht gut zuhause, und mein Cousin war eigentlich fast mein Bruder, der hat auch bei uns gewohnt (...) und das hat natürlich schon mein Sozialempfinden gestärkt»* (B4, Z. 104–108).

Die Begegnungen blieben häufig nicht auf einzelne Beobachtungen beschränkt, sondern waren mit aktivem Engagement, Beziehungsarbeit oder längerfristigen Kontakten verbunden. Die Befragten beschreiben, dass sie belastete Lebenssituationen von Kindern nicht nur von aussen wahrnahmen,

sondern Kinder und Familien im Alltag begleiteten und unterstützten. Rückblickend werden diese Erfahrungen als bedeutsam beschrieben, da Bedürfnisse von Kindern und fehlende Unterstützungsmöglichkeiten stärker ins Bewusstsein rückten. Eine Interviewperson beschreibt dies folgendermassen: *«(. . .) und das war eigentlich schon so der Beginn, als ich dachte, es gibt so viele Kinder, die brauchen eigentlich Unterstützung, Begleitung und Liebe»* (B3, Z. 29–34).

Die Darstellungen beziehen sich zudem auf Erfahrungen mit begrenzten Unterstützungsmöglichkeiten oder wechselnden Bezugspersonen, welche die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung von Kontinuität und verlässlichen Beziehungen im Alltag von Kindern lenkten. Eine Befragte beschreibt ihre Erfahrungen aus der Arbeit in einem Kinderheim mit den Worten: *«Es hat mich immer sehr traurig gemacht für die (. . .) eigentlich wäre es schön gewesen, hättest du bleiben können, weil die haben sich nicht am Abend noch auf jemanden Neuen einstellen mögen»* (B4, Z. 61–66).

Zusammenfassend zeigt sich, dass biografische Erfahrungen im gesamten Sample als bedeutsamer Hintergrund für die Offenheit gegenüber Pflegeelternschaft beschrieben werden. Sozial offene Sozialisationsbedingungen, frühe Begegnungen mit unterschiedlichen Formen von Familie und Fürsorge sowie Erfahrungen mit belasteten Lebenssituationen von Kindern und Familien werden wiederkehrend als prägende Faktoren dargestellt.

5.1.2 Zugang – Wie Pflegeelternschaft in den Blick kommt

Anknüpfend an die biografischen Prägungen geht es in dieser Kategorie um die Frage, wie Pflegeelternschaft überhaupt als konkrete Option ins Leben der Befragten kommt.

Im gesamten Sample zeigt sich, dass die beschriebene Offenheit gegenüber unterschiedlichen Familienformen nicht automatisch dazu führte, dass Pflegeelternschaft als konkrete Möglichkeit im eigenen Leben präsent war. In einzelnen Biografien zeigen sich zwar frühe Begegnungen mit Pflegekindschaft oder anderen Formen nicht-biologischer Elternschaft. Diese Erfahrungen werden von den Befragten rückblickend zwar als erste Berührungspunkte mit dem Thema beschrieben, wurden zum damaligen Zeitpunkt jedoch nicht als bedeutsam für die eigene Lebensgestaltung wahrgenommen. Vielmehr beschreiben die Befragten, dass für sie Pflegeelternschaft über lange Zeit keine Relevanz hatte, da sie kaum Berührungspunkte mit Pflegefamilien hatten und wenn überhaupt nur wenig konkrete Vorstellungen von Pflegeelternschaft bestanden.

Der Zugang entstand häufig erst, wenn sich die Befragten aus persönlichen Gründen intensiver mit Fragen rund um Familie oder Elternschaft auseinandersetzten und dadurch gezielt nach möglichen Formen des familiären Zusammenlebens suchten (darauf wird im nächsten Unterkapitel vertieft eingegangen). Der Zugang zum Thema entstand dabei häufig eigeninitiativ über

Rechercheprozesse, Informationsveranstaltungen oder den Kontakt zu Fachstellen. Auffallend im gesamten Sample ist, dass Pflegeelternschaft nie als ursprünglicher oder unmittelbarer Weg zu Elternschaft beschrieben wird. So schildern mehrere Befragte, dass sie sich zunächst mit anderen Möglichkeiten auseinandergesetzt habe – etwa mit verschiedenen Möglichkeiten zur Ermöglichung biologischer Elternschaft oder mit Adoption. Pflegeelternschaft sei für sie erst im Verlauf dieser Auseinandersetzung als konkrete Möglichkeit sichtbar geworden und in die eigenen Überlegungen einbezogen worden. Eine Interviewperson beschreibt dies mit den Worten: *«Ich habe es ja nur gefunden, weil ich selbst recherchiert hab, ich glaub es ist nicht ein Thema, das jetzt gross in den Medien ist»* (B3, Z. 407-408), während ein Befragter noch deutlichere Worte fand: *«Und ganz ehrlich, wenn wir leibliche Kinder hätten, ich wäre Zero in Berührung mit Pflegekindern gekommen, ich wüsste nicht wann»* (B2, Z. 408-409).

In diesem Zusammenhang schildern Befragte besonders häufig, dass sie sich zunächst mit dem Thema Adoption auseinandergesetzt haben, da dieses im Vergleich zur Pflegeelternschaft als gesellschaftlich bekannter, sichtbarer und greifbarer wahrgenommen worden sei. Im Verlauf der Informationssuche beschreiben mehrere Befragte jedoch, überrascht gewesen zu sein, dass Adoption aus ihrer Sicht mit hohen formalen Voraussetzungen, langen Verfahren und begrenzten Möglichkeiten verbunden sei. Pflegeelternschaft hingegen wurde erst in diesem Prozess als Alternative sichtbar und teilweise als zugänglicher sowie näher an den eigenen Lebensumständen erlebt. Die Aussagen verdeutlichen damit, dass Pflegeelternschaft trotz der geringeren Zugangshürden zunächst deutlich weniger präsent war als Adoption. Mehrere Befragte beschreiben zudem, dass sie zunächst nur sehr begrenzte Vorstellungen davon hatten, wer Pflegeeltern werden und wie Pflegeelternschaft ausgestaltet werden kann. Teilweise gingen sie davon aus, dass ausschliesslich klassische Familienkonstellationen oder Familien mit bestimmten räumlichen und zeitlichen Voraussetzungen infrage kommen. Teilweise berichten sie auch, zuvor nicht erwartet zu haben, selbst die Voraussetzungen für Pflegeelternschaft mitzubringen. Im Verlauf der Auseinandersetzung mit dem Thema beschreiben mehrere der Befragten, überrascht gewesen zu sein, dass unterschiedliche Formen von Pflegeelternschaft möglich sind und die Zugänge vielfältiger sind als ursprünglich angenommen. Niemand der Befragten hat mit einer Dauerplatzierung gestartet oder beabsichtigt, dies zu tun. Erste Erfahrungen mit nicht-dauerhaften Pflegeverhältnissen zu sammeln, wurde von allen Befragten als besser vereinbar mit ihrer aktuellen bzw. damaligen Lebenssituation beschrieben. Einzelne der Befragten entschieden sich zu einem späteren Zeitpunkt für ein Dauerpflegeverhältnis.

Nebst der begrenzten Sichtbarkeit des Themas beschreiben mehrere Befragte auch die verwendeten Begrifflichkeiten «Pflegeeltern», «Pflegemutter», «Pflegevater» und «Pflegekind» als bedeutsam dafür, wie zugänglich Pflegeelternschaft für sie erscheint. Mehrere Befragte

beschreiben, dass sie sich von diesen Bezeichnungen nur bedingt angesprochen fühlen, da diese aus ihrer Sicht nicht widerspiegeln, wie sie die Rolle und Aufgabe im Alltag verstehen. Einige Befragte sehen ihre Rolle nicht primär als klassische Elternrolle. Aus den Beschreibungen geht hervor, dass sie in der Rolle eher die Begleitung, Beziehungsgestaltung oder zeitweilige Übernahme von Verantwortung für ein Kind sehen. Entsprechend fühlen sie sich von den Begrifflichkeiten wenig angesprochen. Die Befragten, die sich eher in einer klassischeren Elternrolle einordnen, geben an, dass sie die Begriffe dennoch zurückhaltend verwenden. Aus den Aussagen wird deutlich, dass die Begriffe teilweise mit negativen Konnotationen verbunden und als stigmatisierend empfunden werden. Vereinzelt werden auch historisch negativ behaftete Bilder von Pflegekindern und Fremdplatzierung damit verknüpft. Dadurch erscheinen die Begriffe für die Befragten wenig anschlussfähig an das heutige Verständnis von Pflegefamilien und die damit verbundene Rolle.

Zusammenfassend zeigt sich, dass Pflegeelternschaft trotz einer beschriebenen Offenheit gegenüber unterschiedlichen Familienformen häufig über lange Zeit keine bedeutende Rolle im Leben der Befragten spielte. Der Zugang entstand meist erst im Zusammenhang mit einer intensiveren Auseinandersetzung mit Lebensgestaltung in Verbindung mit Familie und Elternschaft und erfolgte häufig über eigene Recherche oder über Umwege – insbesondere über das Thema Adoption. Als erschwerend für den Zugang wurden vor allem die geringe Sichtbarkeit des Themas in der Öffentlichkeit, dessen sprachliche Rahmung sowie die damit verbundenen Assoziationen genannt.

5.1.3 Aktivierung – Wann wird Pflegeelternschaft zur Handlungsoption?

Im gesamten Sample zeigt sich, dass die konkrete Auseinandersetzung mit Pflegeelternschaft meist an bestimmte biografische Übergänge oder Veränderungen gebunden ist. Pflegeelternschaft erscheint in diesen Situationen als mögliche Perspektive für die eigene Lebensgestaltung und wird konkret geprüft. Als Auslöser nennen die Befragten insbesondere unerfüllten Kinderwunsch, gesundheitliche Krisen, Veränderungen in Partnerschaften, berufliche oder persönliche Neuorientierungen sowie Lebensphasen, in denen mehr zeitliche, emotionale oder materielle Ressourcen zur Verfügung stehen. Wiederkehrend beschreiben die Interviewpersonen Situationen, in denen bestehende Lebensentwürfe hinterfragt und alternative Vorstellungen von Familie, Fürsorge oder persönlicher Lebensgestaltung entwickelt wurden.

In einzelnen Biografien wird die konkrete Auseinandersetzung mit Pflegeelternschaft im Zusammenhang mit einem unerfüllten Kinderwunsch beschrieben. Die Befragten schildern Situationen, in denen bisherige Vorstellungen von Familiengründung nicht umgesetzt werden

konnten und dadurch die Frage entstand, welche anderen Möglichkeiten von Familie für sie infrage kommen könnten. Ein Befragter beschreibt diesen Prozess folgendermassen: *«Und haben dann irgendwann überlegt okay, wie gehst du mit dieser Situation um, du hast einen Kinderwunsch und der wird dann nicht erfüllt (. . .) und wir haben dann gefunden nein, wir möchten wirklich eine Familie haben»* (B2, Z. 7-14).

Auch bei anderen Befragten wird deutlich, dass sich die Auseinandersetzung mit Pflegeelternschaft im Rahmen persönlicher Neuorientierungen konkretisierte. Sie beschreiben Phasen, in denen Fragen nach Sinn, Lebensgestaltung oder zukünftiger Verantwortung stärker in den Vordergrund rückten. Pflegeelternschaft wird dabei als eine mögliche neue Aufgabe oder Entwicklungsrichtung wahrgenommen. Eine Befragte formuliert dies mit den Worten: *«Ich suche wirklich den Sinn im Leben (. . .) was gibt es denn noch jetzt, ausser berufliche Weiterentwicklung* (B1, Z. 118-120).

Auch gesundheitliche oder biografische Einschnitte wurden als Auslöser beschrieben, bisherige Prioritäten und Lebensentwürfe neu zu ordnen. Im Zuge dieser Neuorientierung begannen die Befragten, etablierte Vorstellungen von Familie und Fürsorge zu hinterfragen und alternative Formen des Zusammenlebens mitzudenken, wodurch Pflegeelternschaft erstmals als konkrete Option in den Blick rückte. Vergleichbar führten auch Veränderungen in Partnerschaften oder neue Lebenskonstellationen dazu, bestehende Familienbilder zu überprüfen und neue Möglichkeiten familiärer Gestaltung zu eröffnen.

Darüber hinaus zeigen die Aussagen, dass die Aktivierung des Themas häufig mit dem Erleben von zeitlicher, emotionaler oder organisatorischer Verfügbarkeit verbunden war. Beschrieben wird, dass Pflegeelternschaft erst dann als realistisch erschien, als Wohnsituation, Arbeitsumfang oder persönliche Stabilität als passend erlebt wurden. Eine Interviewperson beschreibt diesen Zeitpunkt folgendermassen: *«Ich fühle mich wie so sonst auch persönlich bereit (. . .) und es ist einfach der Zeitpunkt stimmt irgendwie mehr oder weniger»* (B1, Z. 64-66). Gleichzeitig wird deutlich, dass nicht allein ein konkreter Auslöser zur Entscheidung führt. Vielmehr zeigen die Darstellungen, dass aktuelle Lebenssituationen mit bereits bestehenden Erfahrungen, Haltungen und Vorstellungen zusammentreffen. Pflegeelternschaft erscheint dadurch als Möglichkeit, die in bestimmten Lebensphasen als passend und realistisch erlebt und deshalb in Betracht gezogen wird.

Zusammenfassend zeigt sich, dass Pflegeelternschaft nicht schon immer als konkrete Möglichkeit präsent war, sondern häufig erst in biografischen Übergangs- und Veränderungsphasen in den Blick gerät. Als Auslöser werden insbesondere Situationen genannt, in denen bisherige

Lebensentwürfe hinterfragt und neue Vorstellungen von Familie, Fürsorge und Verantwortung entwickelt werden.

5.2 Motive & Sinnkonstruktionen

In den folgenden Unterkapiteln werden die Motive und Sinnkonstruktionen der Befragten im Zusammenhang mit Pflegeelternschaft dargestellt. Dabei wird aufgezeigt, welche Motive, Vorstellungen und Bedeutungszuschreibungen die Interviewpersonen im Hinblick auf die Übernahme einer Pflegeelternschaft beschreiben.

5.2.1 Fürsorge und gesellschaftlicher Beitrag als normative Orientierung

Über das gesamte Sample hinweg zeigen sich Fürsorge und gesellschaftlicher Beitrag als zentrale Orientierung der Motivation. Die Befragten beschreiben wiederholt den Wunsch, Kindern in belasteten Lebenssituationen Unterstützung, Stabilität, Entwicklungsmöglichkeiten sowie alternative Sozialisationsbedingungen zu bieten. Pflegeelternschaft wird dabei nicht ausschliesslich als individuelle Familienentscheidung verstanden, sondern auch als Möglichkeit, gesellschaftliche Verantwortung konkret im Alltag zu übernehmen.

In den Darstellungen wird Fürsorge unterschiedlich begründet. Während einzelne Befragte stärker gesellschaftliche Verantwortung, Solidarität oder Gerechtigkeitsvorstellungen hervorheben «*Dass man einem Kind eine Chance geben kann, welches vielleicht jetzt nicht die besten Bedingungen hat per se*» (B2, Z. 80-81) beschreiben andere ihr Motiv stärker aus der direkten Begegnung mit Kindern und dem Wunsch heraus, individuelle Unterstützung und Beziehung anzubieten: «*Dass da so ein Ort ist, wo es kommen kann, wo es Ruhe hat (. . .) und man ja, so eine verlässliche Bezugsperson ist, das wünsche ich mir eigentlich und gleichzeitig dem Kind die Freiheit zu lassen sich selbstständig zu entwickeln aber, (. . .) so im Hintergrund zu sein, so wie ein Anker zu sein (. . .). Also da hab ich schon das Gefühl, der Fokus ist auf dem Bedürfnis vom Kind, was das Kind jetzt braucht*» (B3, Z. 206-213). Gemeinsam ist den Aussagen, dass Unterstützung nicht abstrakt verstanden wird, sondern an konkrete Lebensrealitäten von Kindern anknüpft.

Im Sample wird Pflegeelternschaft wiederholt institutioneller Betreuung gegenübergestellt. Die Befragten beschreiben Pflegeelternschaft dabei als die bessere Form der Fremdbetreuung und als förderlicher für die Entwicklung von Kindern. Sie verbinden damit die Vorstellung, Kindern ein persönlicheres, stabileres und stärker auf deren individuellen Bedürfnisse ausgerichtetes Umfeld bieten zu können als in einer Heimunterbringung. Insbesondere Befragte mit Erfahrungen in sozialen oder stationären Kontexten beschreiben Kontinuität, individuelle Begleitung und verlässliche Beziehungen als bedeutsame Ressourcen für das gelingende Aufwachsen eines Kindes.

Sie beschreiben die institutionelle Versorgung zwar als notwendig, vertreten aber die Ansicht, dass im institutionellen Setting die erwähnten Ressourcen begrenzter verfügbar sind.

Auffällig ist zudem, dass altruistische Motive mehrfach reflektiert und relativiert werden. Mehrere Befragte distanzieren sich von einem ausschliesslich selbstlosen Verständnis von Pflegeelternschaft und betonen, dass die Entscheidung auch mit eigenen Bedürfnissen nach Beziehung, Sinn und persönlicher Stimmigkeit verbunden ist. Eine Interviewperson beschreibt dies mit den Worten: *«Dass man denen wirklich etwas geben kann und nicht nur einfach ein Loch stopft, wo einem fehlt»* (B1, Z. 425-426).

Zusammenfassend zeigen sich Fürsorge und gesellschaftliche Verantwortung als zentrale Motive für Pflegeelternschaft. Eine familiäre Betreuung der Kinder wird von den Befragten als die bessere Alternative zur institutionellen Betreuung beschrieben. Gleichzeitig werden altruistische Motive mehrfach relativiert und mit eigenen Bedürfnissen verbunden. Diese werden in den nachfolgenden Unterkapiteln beleuchtet.

5.2.2 Beziehung, Bindung und Familienvorstellungen als emotionaler Kern

Während Fürsorge und gesellschaftlicher Beitrag den normativen Rahmen bilden, zeigt sich über das gesamte Sample hinweg, dass Beziehung, Verbundenheit und Zugehörigkeit den emotionalen Kern der Motivation darstellen. Pflegeelternschaft wird wiederkehrend als Möglichkeit beschrieben, einem Kind langfristig verlässliche Beziehungen anzubieten und im Alltag emotional präsent zu sein.

Über das gesamte Sample hinweg zeigt sich ein Familienverständnis, das nicht primär an biologische Abstammung gebunden ist. Familie wird überwiegend über Zugehörigkeit, Beziehung und gegenseitige Verantwortung definiert. Gleichzeitig zeigen die Aussagen, dass Rollen und Bezeichnungen nicht einheitlich verstanden werden, sondern auch in Abhängigkeit davon ausgehandelt werden, welche Bedeutung und Präsenz die Herkunftsfamilie im Leben des Kindes weiterhin hat. Dabei reicht das Spektrum von einer Übernahme klassischer elterlicher Rollen und dem Wunsch, dem Kind ein möglichst normales Gefühl von Familie und Alltag zu ermöglichen *«Also im Alltag gibt es ja keine Mama und Papa, die in Konkurrenz zu uns stehen. Sie hat ihre leibliche Mutter und der sagen wir auch, das ist Mami XY, also mit dem Vornamen von ihr (. . .) Aber im Alltag sind wir Mama, Papa und sie ist unsere Tochter ja. (. . .) Solange es nicht relevant ist, wie soll ich sagen, geben wir ihr auch keinen komischen Status»* (B2, Z. 239-243) bis hin zu Vorstellungen, eine ergänzende, begleitende Bezugsperson zu sein. Bei diesen Interviewpartner:innen steht weniger die Übernahme klassischer Elternschaft oder ein exklusiver Anspruch auf das Kind im Vordergrund, sondern vielmehr langfristige Verfügbarkeit, Orientierung

und Beziehung. *«Ich finde Kinder gehören einem nicht, man ist verantwortlich, man darf sie begleiten, man schenkt ihnen ihr eigenes Leben»* (B3, Z. 319-320). Befragte, die bereits verschiedene Pflegekinder begleitet haben, beschreiben zudem, dass das Rollenverständnis sowie die Ausgestaltung der Beziehung bei jedem Pflegeverhältnis anders sein kann und variabel bleibt.

Gleichzeitig wird Beziehung nicht als unproblematisch oder selbstverständlich beschrieben. Die Befragten benennen das Bewusstsein dafür, dass Pflegekinder häufig Beziehungserfahrungen mit Brüchen oder Belastungen mitbringen und Bindungsaufbau deshalb besondere Sensibilität erfordert. Emotionale Nähe wird dabei wiederholt mit dem Bewusstsein verbunden, dass Beziehungen nicht uneingeschränkt verfügbar sind, sondern durch Herkunftsbeziehungen, Übergänge oder mögliche Trennungen mitgeprägt werden und dadurch begrenzt oder veränderbar sein können.

Der Umgang mit den Herkunftssystemen sowie deren Bedeutung für die Gestaltung von Beziehungen stellt im gesamten Sample einen wichtigen Aspekt dar. Die Herkunftsfamilien werden dabei nicht als Gegenmodell zur Pflegefamilie verstanden, sondern als bestehender Teil der Lebensrealität des Kindes und als Bestandteil des jeweiligen Familiengefüges. Wiederholt erklären die Befragten, dass sie sich nicht als Konkurrenz zu den Herkunftsfamilien sehen, sondern als Ergänzung dazu. Besonders deutlich zeigt sich dies in folgender Aussage: *«Wir sehen uns halt wirklich als, oder es ist wie eine gemeinsame Elternschaft. Und das Ziel das hatten wir von Anfang an. Es geht nicht darum, dass wir diese Kinder den Eltern wegnehmen wollen, sondern dass wir das wie miteinander machen wollen»* (B5, Z. 79–81).

Die Befragten beschreiben wiederholt den Anspruch, Herkunftssysteme in die Gestaltung des Pflegeverhältnisses einzubeziehen und bestehende Eltern-Kind-Beziehungen anzuerkennen. Dabei zeigen sie Verständnis für unterschiedliche Lebensrealitäten und betonen, dass Herkunftsfamilien trotz belastender Lebensumstände für Kinder emotional bedeutsam bleiben können. Gleichzeitig wird das Bewusstsein deutlich, dass Herkunftssysteme auch Herausforderungen in die Beziehungsgestaltung einbringen können – etwa durch konflikthafte Dynamiken, belastende Erfahrungen, instabile Lebensbedingungen oder die Notwendigkeit, Beziehungen zwischen mehreren Bezugspersonen auszuhandeln. Pflegeelternschaft wird vor diesem Hintergrund nicht als Ersatz von Familie verstanden, sondern als Beziehungsgestaltung innerhalb eines erweiterten und teilweise belasteten Familiensystems, in dem unterschiedliche Zugehörigkeiten, Loyalitäten und Bedürfnisse berücksichtigt werden müssen.

Zusammenfassend zeigen die Ergebnisse, dass Beziehung und Bindung zentrale Motive darstellen. Sichtbar werden unterschiedliche Verständnisse von Familie und Elternschaft, verschiedene Rollenverständnisse im Pflegeverhältnis sowie die Bedeutung von Herkunftssystemen und bestehenden Eltern-Kind-Beziehungen für die Gestaltung von Bindung und Alltag.

5.2.3 Sinn, persönliche Ressourcen und Entwicklung als Mittel zur Selbstwirksamkeit

Neben den beschriebenen normativen und emotionalen Aspekten zeigt sich über das gesamte Sample hinweg, dass Pflegeelternschaft auch mit Sinn, persönlicher Entwicklung und verfügbaren Ressourcen sowie dem Vertrauen in die eigenen Handlungsmöglichkeiten verbunden ist.

Mehrere Befragte beschreiben den Wunsch, sich mit den eigenen Ressourcen für etwas einzusetzen, das als bedeutsam erlebt wird, oder einen konkreten Beitrag im Alltag zu leisten. Pflegeelternschaft erscheint dabei als Aufgabe, die als persönlich stimmig oder besonders sinnvoll wahrgenommen wird. Unterschiede zeigen sich darin, wie die Befragten die Sinnhaftigkeit beschreiben: Für einzelne steht die persönliche Weiterentwicklung oder die Auseinandersetzung mit neuen Aufgaben und Erfahrungen im Vordergrund: *«Was kommt da für ein Kind? Was ist für ein System dahinter? Welche Themen bringt dieses Kind mit? Also wo dann so meine sozialpädagogische Herausforderung halt auch da ist»* (B5, Z. 151-153). Für andere die Möglichkeit, soziale Verantwortung konkret leben zu können oder bestehende Ressourcen sinnvoll einzusetzen: *«Also wir haben beide auch viele soziale Engagements gemacht oder auch politische Engagements, und es ist also schon, die Hebelwirkung sag ich jetzt mal ist schon sehr gross, wenn man so etwas macht. Es ist schon sehr sinnvoll»* (B6, Z. 195-198).

Die Auseinandersetzung mit Pflegeelternschaft erfolgt immer auch vor dem Hintergrund der Einschätzung der eigenen Lebensumstände und vorhandenen Ressourcen. Die Befragten beziehen sich dabei auf unterschiedliche Voraussetzungen, die sie bei sich wahrnehmen. Genannt werden insbesondere berufliche Erfahrungen im sozialen, pädagogischen oder betreuenden Bereich, persönliche Stabilität, Reflexionsfähigkeit, vorhandene zeitliche, räumliche und finanzielle Ressourcen sowie unterstützende soziale Beziehungen. Im gesamten Sample zeigt sich zudem, dass Erfahrungen und Kompetenzen im Umgang mit Behörden und administrativen Prozessen als hilfreiche Ressourcen eingeordnet werden. Die Befragten schildern, dass sie die damit verbundenen Anforderungen nicht als abschreckend, sondern als bewältigbar einschätzen. Zusätzlich beschreiben die Befragten, dass Pflegeelternschaft vor dem Hintergrund ihrer aktuellen Lebensphase als passend oder stimmig erlebt wird, um Verantwortung für ein Kind übernehmen zu können.

Diese Erkenntnis der Befragten wird durch Aussagen wie *«Ich bin psychisch stabil, ich habe so viel Ressourcen»* (B3, Z. 232), *«Wir haben Raum und Platz und Kapazität»* (B5, Z. 150-151) oder *«Das erste Mal in meinem Leben merke ich auch mal so finanziell bin ich mal so unabhängig (. . .) ich fühle mich wie so sonst auch persönlich bereit, oder für ein Kind und ich kann es mir einfach vorstellen, (. . .) es ist wie so der Sinn, etwas zu machen und (. . .) einfach der Zeitpunkt stimmt irgendwie mehr oder weniger»* (B1, Z. 63-66) verdeutlicht.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Befragten Pflegeelternschaft häufig mit dem Bedürfnis verbinden, etwas Sinnvolles zu tun, persönliche Entwicklung zu erfahren und einen bedeutsamen Beitrag für ein Kind und die Gesellschaft zu leisten. Sie beschreiben berufliche Erfahrungen, persönliche Stabilität, zeitliche, räumliche und finanzielle Voraussetzungen sowie unterstützende soziale Netzwerke als entscheidende Faktoren, um sich die Übernahme einer Pflegeelternschaft zuzutrauen.

5.3 Wahrnehmung von Ressourcen

Die Auswertung der Interviews zeigt, dass die Befragten ihre Entscheidung für Pflegeelternschaft eng mit vorhandenen sozialen, gesellschaftlichen und institutionellen Ressourcen verknüpfen. Dabei werden Ressourcen nicht nur als praktische Voraussetzungen beschrieben, sondern auch als Bedingungen dafür, sich die Aufnahme eines Pflegekindes überhaupt zuzutrauen.

5.3.1 Soziale Ressourcen

Neben persönlichen Ressourcen, die im vorangehenden Kapitel thematisiert wurden, werden auch soziale Netzwerke als bedeutsam beschrieben. Mehrere Befragte betonen die Wichtigkeit unterstützender Personen im Umfeld und erleben es als bestärkend, wenn das Umfeld die Auseinandersetzung mit Pflegeelternschaft positiv bewertet. Besonders alleinstehende Personen stellen sich Pflegeelternschaft nicht isoliert, sondern eingebettet in soziale Beziehungen vor. Eine Befragte beschreibt ihre Vorstellung als *«Ein Kind und ich und halt auch ein Umfeld, das auch mithilft»* (B1, Z. 238-239). Andere erwähnen Freundschaften, Familie oder gemeinschaftliche Wohnformen als vorhandene oder wünschenswerte unterstützende Strukturen.

Zusammenfassend zeigt sich, dass soziale Ressourcen für die Befragten ein wichtiger Faktor bei der Entscheidung für Pflegeelternschaft sind. Sie beschreiben, dass ein unterstützendes Umfeld Sicherheit vermittelt und die Bereitschaft sowie das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, die Verantwortung für ein Pflegekind übernehmen zu können, stärkt.

5.3.2 Gesellschaftliche Ressourcen

Gesellschaftliche Ressourcen werden von den Befragten insgesamt als unzureichend wahrgenommen. Wiederholt wird thematisiert, dass Pflegeelternschaft in der Gesellschaft nur wenig sichtbar sei. Darüber hinaus erfahre Pflegeelternschaft aus Sicht der Befragten nur begrenzte gesellschaftliche Anerkennung. So beschreibt eine Interviewperson ihre Tätigkeit als Pflegemutter mit *«Also bei all den Jobs, die ich in meinem Leben schon gemacht habe, ist das jetzt der sinnvollste. (. . .) Und der aber mit am wenigsten gesellschaftlichem Ansehen (B5, Z. 429-432).* Aus den geschilderten Erfahrungen der Befragten wird zwar deutlich, dass Pflegeelternschaft grundsätzlich im Umfeld als gesellschaftlich bedeutsam und wertvoll angesehen wird. Gleichzeitig berichten die Interviewpersonen jedoch wiederholt von Alltagserfahrungen, in denen Pflegeelternschaft als etwas Aussergewöhnliches oder besonders Anspruchsvolles eingeordnet wird. Häufig werde der Entscheidung, ein Pflegekind aufzunehmen, mit Bewunderung begegnet. Zugleich werde sie vielfach als eine Aufgabe betrachtet, die zwar positiv bewertet, für das eigenen Leben jedoch nicht in Betracht gezogen oder sich selbst nicht zugetraut wird.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Befragten die gesellschaftliche Wahrnehmung von Pflegeelternschaft als von widersprüchlichen Zuschreibungen geprägt beschreiben. Einerseits schildern sie, dass es aus ihrer Sicht an gesellschaftlicher Sichtbarkeit, Anerkennung und Unterstützung fehle und diese Form von Elternschaft gegenüber anderen Formen abgewertet werde. Andererseits werde Pflegeelternschaft als wichtige und bewundernswerte Aufgabe gesehen, die sich viele Menschen selbst aber nicht zutrauen würden.

5.3.3 Institutionelle Ressourcen

Über das ganze Sample wird geschildert, dass institutionelle Unterstützung als zentraler Bestandteil des Entscheidungs- und Begleitungsprozesses erlebt wird. Mehrere Befragte beschreiben Fachstellen, Informationsveranstaltungen, Vorbereitungsseminare, Abklärungsverfahren und die laufende Begleitung als wichtige Voraussetzung dafür, Pflegeelternschaft überhaupt in Betracht zu ziehen oder langfristig umsetzen zu können. Wiederholt wird betont, dass die Verantwortung ohne fachliche Begleitung als schwer tragbar wahrgenommen werden würde. Besonders hervorgehoben wird die Bedeutung von Gesprächen, fachlicher Einschätzung und Vorbereitung. Auch die Informationsveranstaltungen oder Vorbereitungskurse werden als hilfreich bezeichnet, um realistische Vorstellungen von Pflegeelternschaft, möglichen Belastungen und den Anforderungen des Alltags zu entwickeln. Übereinstimmend wird geschildert, dass die im Vorfeld stattfindende Klärung persönlicher Werte, Ressourcen und Grenzen im Rahmen des Entscheidungsprozesses als sinnvoll empfunden und auch

als besonders bestärkend erlebt wird. Gleichzeitig zeigen die Aussagen ein ambivalentes Verhältnis zu institutionellen Strukturen. Einerseits werden Anleitung, Erreichbarkeit, fachliche Begleitung und auch Kontrollen als wichtig beschrieben, um Sicherheit zu schaffen, Verantwortung zu teilen und Entscheidungen abzustützen. Andererseits werden institutionelle Vorgaben teilweise auch als umfangreich, stark reguliert oder nicht immer passend für konkrete Alltagssituationen beschrieben. Einzelne Interviewpersonen schildern Situationen, in denen Anforderungen, Verfahren oder Kontrollen als übermässig oder wenig zielführend erlebt wurden. Zudem wird angesprochen, dass formale Abläufe und institutionelle Anforderungen die Kinder immer wieder als Pflegekinder markieren und dadurch ihre Andersstellung gegenüber anderen Familienverhältnissen reproduzieren. Über alle sechs Interviews hinweg zeigen sich die finanzielle Entschädigung als wiederkehrendes, jedoch unterschiedlich stark gewichtetes Thema. Mehrere Befragte beschreiben Pflegeelternschaft als Aufgabe, die mit hohem zeitlichem und organisatorischem Aufwand verbunden ist und teilweise einem Fulltime-Job gleichkommt. In diesem Zusammenhang werden reduziertes Arbeitspensum, eingeschränkte berufliche Möglichkeiten sowie zusätzliche finanzielle Belastungen thematisiert. Entsprechend wird eine gewisse finanzielle Stabilität als wichtige Voraussetzung beschrieben. Gleichzeitig unterscheiden sich die Einschätzungen zur finanziellen Entschädigung deutlich: Während einzelne Befragte diese eher als «nice-to-have» oder unterstützenden Beitrag im Alltag beschreiben, betonen andere, dass eine angemessen hohe finanzielle Entschädigung auch aus Prinzip wichtig sei, um die Verantwortung und gesellschaftliche Bedeutung von Pflegeelternschaft anzuerkennen und finanziell zu würdigen. Trotz dieser Unterschiede wird die Entschädigung in keinem Interview als zentrales Motiv für die Aufnahme eines Pflegekindes beschrieben.

Zusammenfassend werden institutionelle Ressourcen als unverzichtbare Unterstützung für die Entscheidung zur Pflegeelternschaft und deren Ausübung beschrieben. Gleichzeitig werden institutionelle Strukturen teilweise als stark regulierend erlebt und in einzelnen Fällen als Faktoren wahrgenommen, die die besondere Stellung von Pflegekindern und Pflegefamilien immer wieder hervorheben. Finanzielle Unterstützung wird unterschiedlich stark gewichtet, jedoch von keiner der befragten Personen als ausschlaggebendes Motiv für die Aufnahme eines Pflegekindes genannt.

5.4 Ambivalenzen als Teil des Entscheidungsprozesses

Ein zentrales Ergebnis der Analyse besteht darin, dass die Entscheidung für Pflegeelternschaft von vielfältigen Ambivalenzen begleitet wird. Diese zeigen sich im gesamten Sample in unterschiedlichen Spannungsfeldern und werden von den Befragten meist sehr reflektiert beschrieben.

Besonders deutlich wird das Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz. Einerseits besteht der Wunsch nach Bindung, Zugehörigkeit und familiärer Nähe, andererseits bleibt das Bewusstsein bestehen, nicht die biologischen Eltern zu sein und mit Herkunftssystemen in Beziehung zu stehen. Ebenso zeigt sich ein Spannungsfeld zwischen altruistischen Motiven und eigenen Bedürfnissen. Pflegeelternschaft wird zwar als gesellschaftlicher Beitrag verstanden, gleichzeitig aber auch mit persönlichen Wünschen nach Beziehung, Sinn oder Verbundenheit in Zusammenhang gebracht. Besonders bei den Personen, die sich noch am Anfang des Entscheidungsprozesses befinden, wird deutlich, dass die Bearbeitung dieses Spannungsfelds besonders viel Platz einnimmt. Aber auch bei Personen, die bereits Erfahrung als Pflegeeltern mitbringen, berichten von Ambivalenzen: *«Also ich merke so wie ja, die Kinder erfüllen mir ja auch mega viele Bedürfnisse, so von der Bedeutsamkeit, von Fürsorge, Liebe von gesehen werden und gleichzeitig merke ich aber auch, dass es mega wichtig ist, dass ich (. . .) nicht nur Mama bin, sondern dass ich auch Partnerin bin und auch noch ein Individuum bin»* (B5, Z. 65-68). Das Spannungsfeld zwischen Autonomie und langfristiger Verpflichtung wird wiederholt thematisiert. Mehrere Interviewpersonen betonen die Bedeutung von Selbstbestimmung und Unabhängigkeit in ihrem Leben, reflektieren jedoch gleichzeitig die langfristige Verantwortung, die mit Pflegeelternschaft verbunden ist.

Darüber hinaus zeigt sich ein Spannungsfeld zwischen Sicherheit und Unsicherheit. Viele Befragte äussern Vertrauen in ihre Fähigkeiten und Ressourcen, reflektieren jedoch gleichzeitig mögliche Überforderungen, Unsicherheiten oder unvorhersehbare Entwicklungen. Auch idealisierte Vorstellungen vom Zusammenleben mit einem Kind stehen teilweise im Kontrast zum Bewusstsein um die komplexeren realen Herausforderungen von Pflegeverhältnissen. Eine Befragte beschreibt diese Ambivalenz beispielsweise mit *«Und jetzt persönlich, kann ich mir das vorstellen? Man hat ja doch ein Bild von einem Kind im Kopf, das ist noch speziell, von einem Alter und einem Geschlecht, und (. . .) ich stelle mir das schon so vor. Eine gewisse Harmonie. So unter dem Apfelbaum im Garten, mit einem Mädchen, das fünf ist (. . .), aber es muss ja aber dann schon auch passen»* (B1, Z. 434-438).

Die rechtliche Stellung von Pflegeeltern wird von den Befragten je nach Situation sowohl als Einschränkung als auch als Unterstützung wahrgenommen. Die Befragten erwähnen das Bewusstsein dafür, dass sie im Alltag eine grosse Verantwortung für die Kinder übernehmen, bei

wichtigen Entscheidungen jedoch nur begrenzte Mitbestimmungsmöglichkeiten haben. Dies wird teilweise als herausfordernd und frustrierend beschrieben. Gleichzeitig wird die begrenzte Entscheidungsverantwortung von einigen Befragten auch als entlastend eingestuft, da weitreichende Entscheidungen nicht allein von ihnen getroffen werden müssen, sondern je nach Situation auch gemeinsam mit oder vollumfänglich von Beistandspersonen, Behörden oder den Herkunftseltern verantwortet werden. Über das gesamte Sample hinweg zeigt sich damit, dass die rechtlichen Rahmenbedingungen von Pflegeelternschaft nicht einheitlich bewertet, sondern abhängig von der jeweiligen Situation unterschiedlich eingeordnet werden.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Befragten diese Spannungsfelder wiederholt als relevante Faktoren ihrer Auseinandersetzung mit Pflegeelternschaft beschreiben und daran ihre Erwartungen, Möglichkeiten und persönliche Grenzen reflektieren.

6 Diskussion der Forschungsergebnisse

Das Ziel dieser Arbeit war es, zu untersuchen, welche Motive zur Übernahme einer Pflegeelternschaft sich bei potenziellen Pflegeeltern finden lassen und welche Faktoren ihren Entscheidungsprozess prägen. Auf Grundlage dieser Erkenntnisse wurden Überlegungen dazu angestellt, wie die Soziale Arbeit potenzielle Pflegeeltern besser erreichen und für die Übernahme einer Pflegeelternschaft gewinnen könnte.

Die Ergebnisse zeigen, dass sich eine Entscheidung für Pflegeelternschaft nicht auf ein einziges Motiv oder ein konkretes Ereignis zurückführen lässt. Vielmehr handelt es sich um einen längerfristigen, biografisch geprägten Entscheidungsprozess. Vorstellungen von Familie, individuelle Bedürfnisse, persönliche Erfahrungen, verfügbare Ressourcen sowie gesellschaftliche und institutionelle Rahmenbedingungen wirken dabei zusammen und prägen diesen Prozess. Bis dahin lässt sich die Forschungsfrage dahingehend beantworten, dass Pflegeelternschaft vor allem dort als reale Möglichkeit entsteht, wo persönliche Motive, biografische Erfahrungen und das Zutrauen in die eigene Fähigkeit zur Verantwortungsübernahme zusammenfinden.

In den folgenden Unterkapiteln werden zentrale Erkenntnisse diskutiert und in Bezug zu den theoretischen Grundlagen sowie dem aktuellen Forschungsstand gesetzt.

6.1 Wie Pflegeelternschaft zur Option wird

Die Ergebnisse zeigen, dass Pflegeelternschaft von den Befragten nicht als etablierte eigenständige Form von Elternschaft wahrgenommen wurde. Vielmehr entstand der Entschluss zur Pflegeelternschaft häufig als Antwort auf konkrete Lebensfragen und war nur selten Teil eines ursprünglichen Lebensentwurfs. Zwar berichten die Befragten von biografischen Erfahrungen, die Offenheit gegenüber unterschiedlichen Familienformen sowie Sensibilität für die Lebenssituationen belasteter Kinder förderten. Diese führten jedoch nicht automatisch dazu, dass Pflegeelternschaft als eigene Handlungsmöglichkeit wahrgenommen wurde. Es wurde sichtbar, dass Pflegeelternschaft häufig erst in biografischen Übergangsphasen, etwa im Zusammenhang mit einem unerfüllten Kinderwunsch, persönlichen Neuorientierungen oder veränderten Lebensumständen aktiv in Betracht gezogen wurde. Die Ergebnisse zeigten zudem auf, dass eine Dauer- bzw. Vollzeitpflege von den Befragten nicht als erster Schritt in die Pflegeelternschaft angestrebt wurde oder wird. Unabhängig davon, ob die Befragten mittlerweile ein Pflegekind in Dauerpflege betreuen, sich bewusst gegen diese Form entschieden haben oder noch unentschlossen sind, beschrieben sie zeitlich begrenzte Pflegeformen wie Ferien-, Wochenend-, Kurzzeit- oder SOS-Pflegeverhältnisse als für sie geeigneten Einstieg in die Pflegeelternschaft. Diese Pflegeformen liessen bzw. lassen sich zum Zeitpunkt des Einstiegs in die Pflegeelternschaft eher mit der eigenen Lebenssituation und den Zukunftsvorstellungen vereinbaren. Kurz- und Teilzeitpflegeverhältnisse erscheinen daher als niederschwelliger Einstieg in die Pflegeelternschaft und ermöglichen es Interessierten, erste Erfahrungen in der Betreuung von Pflegekindern zu sammeln und die Vereinbarkeit mit dem eigenen Alltag zu erproben. Im Sample zeigte sich, dass durch solche Erfahrungen und veränderte persönliche und familiäre Voraussetzungen die Bereitschaft entstehen kann, ein Dauerpflegeverhältnis einzugehen. Diese Ergebnisse legen nahe, dass Teilzeit- und Kurzzeitpflegeverhältnisse eine wichtige Brückenfunktion übernehmen und das Potenzial haben, Hemmschwellen gegenüber einer längerfristigen Verpflichtung abzubauen, weil erste praktische Erfahrungen Unsicherheiten reduzieren und eine realistischere Einschätzung der eigenen Ressourcen und Handlungsfähigkeit ermöglichen. Dies spricht dafür, Teilzeit- und Kurzzeitpflege nicht nur als eigenständige Betreuungsformen sichtbar zu machen, sondern sie auch als potenziellen Zugang zur Gewinnung zukünftiger Dauerpflegeeltern zu verstehen.

Bezugnehmend auf die im Kapitel 2.5.1 erwähnte Studie von Magalhães et al. (2022), welche unterschiedliche Motivgruppen für die Übernahme einer Pflegeelternschaft beschreibt, zeigen die gewonnenen Erkenntnisse, dass sich diese Motive zwar auch in den vorliegenden Ergebnissen wiederfinden, jedoch nicht losgelöst vom individuellen Lebensverlauf entstehen. Vielmehr haben sie ihren Ursprung in früheren Sozialisierungserfahrungen, durch die Werte, Einstellungen und Bedürfnisse geprägt werden. Das Vorhandensein dieser Motive allein führt jedoch noch nicht zur

Entscheidung für eine Pflegeelternschaft. Die Ergebnisse konnten aufzeigen, dass erst Auslöser im späteren Lebensverlauf - beispielsweise die Erkenntnis, über ausreichende Ressourcen zu verfügen, oder der Wunsch nach einer neuen, sinnstiftenden Aufgabe - dazu beitragen, bestehende Motive zu aktivieren und in eine konkrete Handlungsmotivation zu überführen.

Mithilfe des im Kapitel 3.2 beschriebenen Rubikon Modells lassen sich die Ergebnisse wie folgt einordnen: Die Abwägung persönlicher Wünsche, Werte, Haltungen und Handlungsmöglichkeiten sind Teil der prädeziionalen Phase. Diese Phase kann über mehrere Jahre andauern. Indem sich persönliche Lebensumstände verändern und Pflegeelternschaft als realistisch, passend und machbar erlebt wird, wird der sogenannte Rubikon überschritten und Wünsche und Tendenzen zu einer Offenheit bezüglich alternativen Familienmodellen entwickeln sich zu konkreten Handlungsplänen. Die Ergebnisse machen also deutlich, dass die Entscheidung zur Pflegeelternschaft ein Prozess des Abwägens ist, in dem Motive, Erfahrungen und wahrgenommene Handlungsmöglichkeiten schrittweise zu einer konkreten Handlungsabsicht führen. Gleichzeitig zeigen die Ergebnisse, dass der Entscheidungsprozess dabei nicht immer klar zwischen den im Rubikon-Modell beschriebenen Phasen abgegrenzt werden kann. Die Ausführungen der Interviewpartner:innen lassen auf einen Prozess schliessen, der weniger linear verläuft und von wiederkehrenden Abwägungen und Neuorientierungen geprägt ist.

Im Hinblick auf die Forschungsfrage verdeutlicht sich, dass die Motive für eine Pflegeelternschaft zwar bereits angelegt sein können, jedoch erst durch biografische Erfahrungen, gesellschaftliche Einflüsse und situative Faktoren aktiviert werden. Pflegeelternschaft entsteht somit nicht allein aus den Motiven selbst, sondern aus deren Zusammenspiel mit den Faktoren, welche den Entscheidungsprozess prägen.

6.2 Elternschaft und Familie neu verstehen

Die befragten Personen führten aus, dass Familie für sie nicht primär durch biologische Faktoren geprägt ist. Im Zentrum der Familienvorstellungen stehen eher Beziehung, Zugehörigkeit, Verlässlichkeit und die Übernahme von Verantwortung. Gleichzeitig verdeutlicht sich, dass die konkrete Ausgestaltung von Elternschaft unterschiedlich verstanden wird. Während einzelne Befragte im Alltag bewusst klassische elterliche Rollen übernehmen und sich als Mutter oder Vater verstehen, beschreiben andere ihrer Rolle eher als begleitende Bezugsperson. Gemeinsam ist den Aussagen der Interviewteilnehmenden aber, dass Familie als etwas verstanden wird, das durch Beziehung und alltägliches Handeln entsteht. Dies zeigt, dass die Befragten ein erweitertes Verständnis von Familie mitbringen. Personen, die Elternschaft primär als soziale und relationale Aufgabe begreifen, scheinen Pflegeelternschaft eher als mögliche Form von Familie in Betracht zu ziehen. Die genannten Aspekte überschneiden sich mit dem Konzept der sozialen Elternschaft (vgl.

Kap. 3.1), insbesondere hinsichtlich der Betonung von Verantwortung, Fürsorge und gelebten Alltagsbeziehungen statt biologischer Abstammung. Die Ergebnisse stützen zudem das Konzept des Doing Family (vgl. Kap. 3.1), indem sie zeigen, dass Familie im Pflegeeltern-Alltag kontinuierlich hergestellt und ausgehandelt wird. Zugleich wurde in den Interviews wiederholt deutlich, dass sich die Befragten zwar von normativen Vorstellungen von Familie lösen möchten, diese jedoch weiterhin als wichtige Bezugspunkte ihres Handelns und ihrer Selbstdeutung wirksam bleiben. Dies zeigte sich sowohl im Umgang mit gesellschaftlicher Stigmatisierung und institutionellen Vorgaben als auch in den eigenen Vorstellungen davon, was Familie ausmacht. Für die Annäherung an die Forschungsfrage ist dabei vor allem die Erkenntnis relevant, dass Menschen die Übernahme einer Pflegeelternschaft insbesondere für sich in Betracht ziehen, wenn sie Elternschaft nicht nur an biologische Zugehörigkeit knüpfen, sondern als soziale und relationale Aufgabe verstehen. Die Entscheidung für eine Pflegeelternschaft setzt demnach nicht nur persönliche Offenheit voraus, sondern auch eine aktive Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normvorstellungen von Familie und Elternschaft. Dies bedeutet im Umkehrschluss auch, dass im Hinblick auf die Rekrutierung neuer Pflegeeltern ein Entwicklungsbedarf darin besteht, Menschen auf Diversität innerhalb bestehender Familienleitbilder zu sensibilisieren. Die Ergebnisse zeigen ausserdem auf, dass nicht nur konkrete Vorstellungen von Familie, sondern auch verwendete Begriffe einen Einfluss darauf haben könnten, ob Menschen sich eine Pflegeelternschaft vorstellen können. Begriffe wie «Pflegekind», «Pflegemutter» oder «Pflegevater» sind stark mit gesellschaftlichen und auch historischen Vorstellungen verknüpft. Die Ergebnisse haben aufgezeigt, dass die Begriffe für Menschen, die nicht primär eine klassische Elternrolle übernehmen möchten oder die Begriffe mit negativen Zuschreibungen verknüpfen, wenig ansprechend sind. Die Vorstellungen, die dadurch ausgelöst werden, entsprechen damit nicht deren angestrebten Lebensrealitäten. Daraus lässt sich ableiten, dass die Begriffe für einige Menschen bereits eine Barriere für die Identifikation mit einer Pflegeelternschaft bedeuten.

6.3 Zwischen Fürsorge und Selbstverwirklichung

Aus den Ergebnissen geht hervor, dass die Motivation für die Übernahme einer Pflegeelternschaft nicht auf einzelne Motive reduziert werden kann. In unserem Sample werden Fürsorge, gesellschaftliche Verantwortung und der Wunsch, Ressourcen und Privilegien zu teilen, als zentrale Motive beschrieben. Gleichzeitig wird auch das Bedürfnis nach Beziehung, Verbundenheit, Sinn, persönlicher Entwicklung und Bedeutsamkeit genannt. Diese Motive werden jedoch nicht als Gegensätze dargestellt, sondern scheinen eng miteinander verknüpft. Dort, wo gesellschaftliche Verantwortung und persönliche Sinnstiftung zusammenfinden, scheint die Entscheidung für eine Pflegeelternschaft wahrscheinlicher. Die von Magalhães et al. (2022)

durchgeführte Studie (vgl. Kap. 2.5.1) nennt drei Motivgruppen im Zusammenhang mit Pflegeelternschaft: Die kinderzentrierten, die selbstorientierten und die familienbezogenen Motive (S. 6/eigene Übersetzung). Diese Motivgruppen finden sich auch in den Erkenntnissen dieser Arbeit wieder, sie können jedoch nicht eindeutig voneinander differenziert werden und treten vielmehr gleichzeitig auf. Auch die von Metzger (2022, S. 43 / vgl. Kap. 2.5.1) beschriebenen Aspekte von Generativität, Wegbegleitung und persönlicher und familiärer Bereicherung zeigen sich. Hier legen die gewonnenen Ergebnisse ebenfalls nahe, dass auch diese Aspekte in der Praxis eng miteinander verknüpft sind und sich gegenseitig beeinflussen: Pflegeelternschaft entsteht demnach erst dort, wo Fürsorge und persönliche Sinnstiftung gemeinsam auftreten.

Hinsichtlich der im Kapitel 3.3 beschriebenen Selbstbestimmungstheorie von Deci und Ryan (1993) zeigen sich innerhalb der Ergebnisse Bezüge zu den genannten Grundbedürfnissen nach sozialer Eingebundenheit, Kompetenz und Autonomie wieder. Hierbei lässt sich der Wunsch nach Beziehung mit dem Wunsch nach sozialer Eingebundenheit verbinden. Die Auseinandersetzung mit den eigenen Ressourcen bildet die Grundlage für die Kompetenz und die Entscheidung für oder gegen ein Pflegekind spiegeln die Autonomie wider. Des Weiteren veranschaulichen die Erkenntnisse, dass, wie in der Selbstbestimmungstheorie beschrieben (vgl. Kap. 3.3), gesellschaftliche Werte wie die Übernahme von Verantwortung oder Solidarität nicht als Druck von aussen empfunden werden, sondern als innere Überzeugungen und ins eigene Selbstverständnis integriert wurden. Jedoch ist eine Entscheidung zur Pflegeelternschaft nicht ausschliesslich durch individuelle Bedürfnisse und Werte geprägt. Institutionelle Rahmenbedingungen, Unterstützungsangebote und gesellschaftliche Vorstellungen von Familie beeinflussen ebenfalls, ob Pflegeelternschaft als realistische Option wahrgenommen wird. Diese Aspekte werden in der Selbstbestimmungstheorie nur begrenzt berücksichtigt. Eine Erkenntnis für die Beantwortung der Forschungsfrage ist somit, dass Menschen Pflegeelternschaft dann in Betracht ziehen, wenn gesellschaftliche Werte mit persönlichen Bedürfnissen und Lebensvorstellung im Einklang sind.

6.4 Selbstwirksamkeit als Voraussetzung

Die Ergebnisse machen sichtbar, dass die Befragten ihre Entscheidung eng mit der Einschätzung der eigenen Ressourcen verbinden. Genannt werden insbesondere persönliche Stabilität, berufliche Erfahrungen, zeitliche und finanzielle Möglichkeiten und unterstützende soziale Netzwerke. Dabei ist aber nicht zwangsläufig die objektive Verfügbarkeit dieser Ressourcen entscheidend, sondern die subjektive Überzeugung, den Anforderungen einer Pflegeelternschaft gewachsen zu sein. Pflegeelternschaft wird als realistische Option wahrgenommen, wenn die eigene Lebenssituation als passend und die Übernahme der Verantwortung als bewältigbar

eingeschätzt wird. Gemäss der Selbstwirksamkeitstheorie von Bandura (1997) benötigt die Entscheidung dafür, etwas umzusetzen, nicht allein den Wunsch, dies zu tun, sondern auch die subjektive Wahrnehmung der Machbarkeit (Abderhalden & Jüngling, 2019, S. 5). Die Ergebnisse zeigen jedoch auch auf, dass sich die Wahrnehmung von Selbstwirksamkeit nicht ausschliesslich auf individuelle Ressourcen stützt. Mehrere Befragte beschreiben Fachstellen, Vorbereitungsseminare, Austauschgefässe, Abklärungsverfahren und die fachliche Begleitung als wichtige Voraussetzungen dafür, sich die Aufnahme eines Pflegekindes zuzutrauen. Die Überzeugung der Aufnahme eines Pflegekindes gewachsen zu sein, entsteht somit nicht allein aus persönlichen Kompetenzen, sondern auch aus dem Wissen, auf Begleitung und Beratung zurückgreifen zu können. Selbstwirksamkeit im Kontext von Pflegeelternschaft kann folglich nicht ausschliesslich als individuelles Merkmal verstanden werden, sondern wird durch die Wechselwirkung mit institutionellen Unterstützungsstrukturen gefördert oder eingeschränkt. Im Zusammenhang mit der Übernahme einer Pflegeelternschaft scheint die Selbstwirksamkeit allenfalls eine noch wichtigere Rolle zu spielen als bei einer biologischen Elternschaft. Personen, die Pflegeeltern werden möchten, müssen sich bereits vor Beginn des Aufnahmeverfahrens mit ihren eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen auseinandersetzen und einschätzen, ob sie den Anforderungen der Elternrolle gerecht werden können. Zudem wird ihre Eignung offiziellen geprüft und bewilligt. In Bezug auf die Forschungsfrage bedeutet diese Erkenntnis, dass die Entscheidung nicht nur eine Frage der Motivation ist, sondern eine hohe subjektiv erlebte Handlungsfähigkeit voraussetzt, die durch persönliche, aber auch institutionelle Rahmenbedingungen beeinflusst wird. Interessant für die Praxis scheint dabei der Gedanke, dass nicht nur die objektive Verfügbarkeit von Ressourcen, sondern auch deren subjektive Bewertung im Vordergrund steht. Das bedeutet, dass für die Rekrutierung potenzieller Pflegeeltern nicht nur Informationen, sondern auch Selbstvertrauen und Handlungssicherheit sowie Wissen über bestehende Unterstützungsangebote vermittelt werden sollte.

6.5 Gesellschaftliche (Un-)Sichtbarkeit

Die Ergebnisse zeigen, dass Pflegeelternschaft zwar eine gewisse gesellschaftliche Anerkennung zu geniessen scheint, aber als etwas besonders Anspruchsvolles und nicht als etwas selbstverständlich Zugängliches oder besonders Erstrebenswertes wahrgenommen wird. Einige Interviewpartner:innen berichten, dass sie erst durch eigene Recherchen oder zufällige Kontakt mit dem Thema in Berührung gekommen sind. Diese Ergebnisse legen nahe, dass die geringe gesellschaftliche Präsenz dazu beiträgt, dass Pflegeelternschaft von vielen Menschen gar nicht als mögliche Lebensform in Betracht gezogen wird.

Gemäss der Selbstbestimmungstheorie von Deci und Ryan (1993) wird gesellschaftliche Anerkennung grundsätzlich als extrinsischer Einfluss verstanden (S. 227-229). Die Ergebnisse aus den Interviews zeigen jedoch gerade keine Orientierung an äusserer Bestätigung, da diese überwiegend als nicht ausreichend gegeben beschrieben wird. Vielmehr scheint die geringe Sichtbarkeit des Themas innerhalb der Gesellschaft dazu beizutragen, dass die internalisierten Überzeugungen für die Entscheidung zur Übernahme einer Pflegeelternschaft gestärkt werden. Durch die mangelnde Sichtbarkeit ist davon auszugehen, dass nur wenige Menschen eine Pflegefamilie als Familienform in Betracht ziehen. Fehlende gesellschaftliche Sichtbarkeit stellt dabei eine relevante Zugangshürde dar, denn Sichtbarkeit innerhalb der Gesellschaft beeinflusst auch die subjektive Vorstellbarkeit.

6.6 Pflegeelternschaft als Aushandlungsprozess

Die Interviewpartner:innen berichten von verschiedenen Spannungsfeldern und machen sichtbar, dass die Entscheidung für Pflegeelternschaft von vielfältigen Ambivalenzen begleitet wird. Die Ergebnisse haben aufgezeigt, dass Ambivalenzen sich weniger als hemmende Faktoren erweisen, sondern mehr als konstruktive Bestandteile des Entscheidungsprozesses. Die Befragten nutzten demnach bestehende Unsicherheiten, um ihre Motivation, Ressourcen und Grenzen kritisch zu reflektieren. Die Entscheidung für eine Pflegeelternschaft wurde daher nicht ungeachtet dieser Unsicherheiten getroffen, sondern auf Grundlage einer bewussten Auseinandersetzung mit ihnen. Im Spannungsfeld zwischen Fürsorge und eigenen Bedürfnissen zeigt sich diese Ambivalenz deutlich: Die Befragten betonen zwar, dass das Wohl des Kindes oberste Priorität hat, dennoch reflektieren sie dabei die eigene Suche nach Beziehung, Sinn, Zugehörigkeit und persönlicher Entwicklung. Pflegeelternschaft zu übernehmen ist damit keine rein altruistische Handlung, sondern entsteht dort, wo die Übernahme von Fürsorge für andere und persönliche Bedürfnisse nicht widersprüchlich erscheinen. Ein weiteres Spannungsfeld zeigt sich im Bedürfnis nach emotionaler Verbundenheit und familiärer Zugehörigkeit und steht dem Bewusstsein gegenüber, dass Pflegeelternschaft formell zeitlich begrenzt ist, fast in allen Fällen in Beziehung zu einem Herkunftssystem steht und unterschiedlichste Akteur:innen involviert sind. Die Aufteilung der Verantwortung für das Kind könnte sich in manchen Fällen immer wieder plötzlich verschieben. Familie gestaltet sich demnach nicht durch exklusive Elternschaft, sondern durch das Teilen der Verantwortung. Dieses Teilen wurde von unseren Interviewpartner:innen unterschiedlich erlebt. Einerseits kann es als Entlastung wahrgenommen werden, die Verantwortung nicht allein tragen zu müssen. Andererseits erscheint die Handlungsmacht eingeschränkt, wenn wesentliche Entscheidungen durch externe Personen oder Institutionen getroffen werden. Das Teilen von Verantwortung erscheint damit gleichzeitig als Ressource und als Belastung. Die Übernahme einer

Pflegeelternschaft erfordert somit die Fähigkeit, die Verantwortung für ein Kind zu übernehmen, jedoch nicht die alleinige Entscheidungs- und Gestaltungsmacht zu haben.

Die Ergebnisse zeigen, dass nicht die Abwesenheit von Unsicherheit wesentlich für die Entscheidung zur Pflegeelternschaft ist. Vielmehr scheint es so, dass die Entscheidung gerade dort möglich wird, wo Ambivalenzen anerkannt, reflektiert und in die eigene Lebensgestaltung integriert werden. Pflegeelternschaft erscheint damit weniger als eine gradlinige, eindeutige Entscheidung für eine Familienform, sondern eher als stetiger Aushandlungsprozess von Verantwortungsübernahme, Beziehungs- und Lebensgestaltung. Die Motivation zur Übernahme einer Pflegeelternschaft kann nicht auf einzelne Auslöser reduziert werden. Die Bereitschaft zu einer Aufnahme eines Pflegekindes entsteht durch ein Zusammenspiel verschiedener biografischer, persönlicher und gesellschaftlicher Faktoren.

6.7 Kritische Reflexion

Die dargestellten Ergebnisse, Zusammenhänge und Ausführungen können nicht als allgemeingültige Erklärungen verstanden werden. Sie zeigen anhand eines diversen Samples verschiedenen Faktoren auf, die dazu beitragen können, dass Menschen eine Pflegeelternschaft für sich als mögliche Lebensform in Betracht ziehen. Die Entscheidungsprozesse der Befragten sind in spezifische, biografische, soziale und gesellschaftliche Kontexte eingebettet und lassen sich nicht direkt auf weitere Personen(-gruppen) übertragen. Da sich die von uns befragten Personen in unterschiedlichen Phasen des Entscheidungsprozesses befinden, wurde deutlich, dass unterschiedliche Themen stärker gewichtet wurden. Es besteht die Möglichkeit, dass Personen, die bereits ein Pflegekind aufgenommen haben, ihren Entscheidungsprozess rückwirkend anders deuten als jene Personen, die sich aktuell darin befinden. Das gewählte Sample bildet unterschiedliche Zeitpunkte und Konstellationen ab und lässt sich deshalb nicht immer direkt miteinander vergleichen. Dabei konnten aber unterschiedliche Perspektiven auf die Entstehung von Pflegeelternschaft porträtiert werden. Die Ergebnisse lassen sich an mehreren Punkten mit den herangezogenen Theorien verknüpfen, dennoch zeigen sie auf, dass die Entscheidung für eine Pflegeelternschaft nicht durch eine Theorie umfassend erklärt werden kann. Die Theorien sind dabei als ergänzende Erklärungsansätze zu verstehen, die einzelne Aspekte beleuchten. Die Auseinandersetzung mit Pflegeelternschaft ist ein Zusammenspiel individueller, biografischer, gesellschaftlicher und institutioneller Faktoren, die sich gegenseitig beeinflussen und sich in ihrer Komplexität nur begrenzt theoretisch abbilden lassen.

7 Schlussfolgerungen für die Praxis der Sozialen Arbeit

Anhand der Forschungsergebnisse konnte die vorliegende Arbeit aufzeigen, dass Menschen eine Pflegeelternschaft besonders dann für sich in Betracht ziehen, wenn eine Offenheit gegenüber alternativen Familienformen besteht, persönliche Lebenssituationen neue Perspektiven eröffnen, Verantwortung und Beziehung zentrale Werte sind und ausreichend Ressourcen und Selbstwirksamkeit wahrgenommen werden. Dabei bilden nicht einzelne Beweggründe die Grundlage für die Entscheidung, sondern das Zusammenspiel dieser Faktoren.

7.1 Handlungsempfehlungen für die Praxis der Sozialen Arbeit

Die Praxisfrage dieser Arbeit war, **wie Professionelle der Sozialen Arbeit potenzielle Pflegeeltern gezielter ansprechen können, um sie für die Übernahme einer Pflegeelternschaft zu gewinnen**.

Aus den Ergebnissen dieser Arbeit ergeben sich verschiedene Handlungsempfehlungen für die Praxis der Sozialen Arbeit, diese sind in den folgenden Unterkapitel aufgeführt. Die Empfehlungen knüpfen an die in dieser Arbeit identifizierten Motive und prägenden Faktoren im Entscheidungsprozesses an und greifen relevante Aspekte auf. Die nachfolgenden Empfehlungen bauen inhaltlich aufeinander auf. Sie reichen von der Stärkung der Sichtbarkeit und Zugänglichkeit von Pflegeelternschaft über die differenzierte Ansprache potenzieller Pflegeeltern und die Begleitung von Entscheidungsprozessen bis hin zur Stärkung von Unterstützungsstrukturen sowie zur begrifflichen Sensibilisierung. Ziel ist das Aufzeigen davon, wie potenzielle Pflegeeltern in unterschiedlichen Lebenssituationen erreicht und in ihrer persönlichen Auseinandersetzung mit einer möglichen Pflegeelternschaft unterstützt werden können.

7.1.1 Pflegeelternschaft sichtbarer und zugänglicher machen

Die Ergebnisse zeigen, dass Pflegeelternschaft bei den Befragten Personen zunächst nicht zum wahrgenommenen Spektrum möglicher Familienformen gehörte. Erst bestimmte biografische Ereignisse oder Erfahrungen rückten sie als Handlungsoption in den Blick. Pflegeelternschaft sollte deshalb verstärkt in gesellschaftliche Diskurse über Familie, Sorgearbeit und alternative Lebensformen eingebunden werden. Dies könnte nicht nur zur Gewinnung neuer Pflegeeltern beitragen, sondern auch historisch und gesellschaftlich konstruierte Vorurteile abbauen. Dadurch würde Pflegeelternschaft weniger als etwas Aussergewöhnliches wahrgenommen werden und könnte langfristig mehr gesellschaftliche Akzeptanz und Wertschätzung erfahren. Insbesondere Fachstellen und Hochschulen könnten dazu beitragen, Pflegeelternschaft frühzeitig als mögliche Familien- und Lebensform in sozial- und erziehungswissenschaftlichen Ausbildungen zu thematisieren. Es ist davon auszugehen, dass sich dort tendenziell viele Personen finden lassen, die unter Umständen die zentralen Motive, welche die Übernahme einer Pflegeelternschaft

begünstigen, in sich tragen und sich von der Pflegeeltern-Rolle angesprochen fühlen. Pflegeelternschaft wird gemäss den vorliegenden Ergebnissen häufig erst dann in Betracht gezogen, wenn bereits eine aktive Auseinandersetzung mit Familiengründung oder alternativen Familienformen stattgefunden hat. Daraus lässt sich ableiten, dass Informationsangebote gezielt dort ansetzen sollten, wo dieses Reflexionsprozesse bereits im Gange sind, zum Beispiel in Kinderwunschkliniken oder vergleichbaren Beratungssettings. Es zeigt sich ausserdem, dass sich das Bild der heteronormativen Kernfamilie auch im Kontext Pflegefamilie hält. Dies bedeutet, dass bestimmte Personengruppen in der gesellschaftlichen Vorstellung von Pflegeelternschaft kaum sichtbar sind. Dies beeinflusst wiederum die Selbstwahrnehmung hinsichtlich einer möglichen Eignung. Eine gezieltere Einbindung bislang unterrepräsentierter Gruppen kann dazu beitragen, den Zugang zu erweitern und Familienbilder aufzubrechen.

Mögliche konkrete Massnahmen:

- Ausbau niederschwelliger Informationsangebote (z.B. Informationsabende ohne Anmeldepflicht, digitale Informationsplattformen oder Kurzformate in sozialen Medien).
- Stärkere öffentliche Präsenz von vielfältigen und gelingenden Pflegeverhältnissen durch Werbekampagnen und Öffentlichkeitsarbeit (z.B. Porträtieren unterschiedlicher Konstellationen wie ältere Personen, Regenbogenfamilien, Einzelpersonen und allgemein alternativen Familienformen, Personen mit Migrationshintergrund).
- Nutzung authentischer, persönlicher Erfahrungsberichte zur Förderung der Identifikation, Vorstellbarkeit und dem Abbau von Unsicherheiten.
- Gezielte Ansprache von Menschen in Lebensphasen, in denen sie ihre Lebensgestaltung neu reflektieren (Wunsch zur Familiengründung, Abschliessen einer Ausbildung, Pensionierung).
- Zusammenarbeit zwischen Fachstellen und Hochschulen, um Pflegeelternschaft frühzeitig in Familienvorstellungen zu integrieren.

Die genannten Massnahmen sollen dazu beitragen, dass Pflegeelternschaft als vielfältige und realistische Lebens- und Familienform stärker im gesellschaftlichen Bewusstsein verankert wird. Die Ergebnisse haben aufgezeigt, dass abstraktes Wissen um Pflegeelternschaft allein nicht reicht, um sich davon angesprochen zu fühlen. Menschen müssen Pflegeelternschaft nicht nur als Familienform kennen, sondern sich in den Vorstellungen und dargestellten Bildern wiederfinden können.

7.1.2 *Potenzielle Pflegeeltern differenzierter ansprechen*

Gemäss den vorliegenden Ergebnissen können die Motive zur Übernahme einer Pflegeelternschaft nicht eindimensional verstanden werden. Fürsorge, gesellschaftliche Verantwortung, Beziehung, Zugehörigkeit, persönliche Entwicklung und Sinnsuche stellen zentrale, jedoch individuell unterschiedlich gewichtete Motive im Entscheidungsprozess dar. Daraus lässt sich ableiten, dass die Entscheidung für Pflegeelternschaft nicht durch ein einheitliches Motiv geprägt ist. Eine einheitliche Kommunikationsstrategie spricht jeweils nur Teilaspekte von Motivlagen an. Die Wahrscheinlichkeit, dass Personen mit unterschiedlichen biografischen Hintergründen und Lebensentwürfen sich in Motiven wiedererkennen, vergrössert sich, wenn unterschiedliche Sinn- und Motivdimensionen angesprochen werden.

Mögliche konkrete Massnahmen:

- Kommunikationsstrategien entwickeln, die neben dem Kindeswohl auch Beziehung, Gemeinschaft, Zugehörigkeit, persönliche Sinnperspektiven und Kompetenzerleben sichtbar machen.
- Pflegeelternschaft nicht ausschliesslich als Form des Helfens darstellen, sondern auch als Möglichkeit sozialer Elternschaft und persönlicher Weiterentwicklung und Herausforderung.
- Differenzierte Zielgruppenansprache statt einheitlicher Rekrutierungsbotschaften, um verschiedene Lebenssituationen zu berücksichtigen.
- Teil- und Kurzzeit-Pflegeverhältnisse bekannter machen, um aufzuzeigen, dass Pflegeelternschaft mit unterschiedlichen Lebensrealitäten und bestehenden Verpflichtungen vereinbar sein kann.

Die Berücksichtigung unterschiedlicher Motivlagen kann dazu beitragen, dass sich mehr Menschen von Pflegeelternschaft angesprochen fühlen und sich damit auseinandersetzen. Dementsprechend sollte die Akquise die Vielfalt der Pflegeformen stärker in den Vordergrund rücken und verdeutlichen, dass Pflegeelternschaft unterschiedlich ausgestaltet werden kann. Dadurch können sich Menschen mit verschiedenen Lebensrealitäten angesprochen fühlen und eine für sie passende Form des Engagements erkennen.

7.1.3 *Selbstwirksamkeit im Entscheidungsprozess stärken*

Einige der Befragten berichteten von Spannungsfeldern, innerhalb welcher sie die eigenen Kompetenzen und Ressourcen immer wieder aushandeln. Es wurde deutlich, dass die Entscheidung zur Aufnahme eines Pflegekindes nicht ausschliesslich durch den Wunsch entsteht, dies zu tun. Die tatsächliche Umsetzung hängt gestützt auf die Ergebnisse viel mehr davon ab, ob

sich Personen die Bewältigung der Anforderungen auch zutrauen. Unsicherheiten bezüglich der Einschätzung der eigenen Handlungsfähigkeit im Kontext Pflegeelternschaft können durch unklare Vorstellungen über Pflegeverhältnisse verstärkt werden. Es ist darum zu empfehlen, dass Informations- und Vorbereitungsangebote nicht nur Wissen vermitteln, sondern sich auch der Stärkung des Zutrauens in die eigene Handlungsfähigkeit widmen.

Mögliche konkrete Massnahmen:

- Vorbereitungsangebote ressourcenorientiert gestalten und vorhandene Kompetenzen bewusst sichtbar machen.
- Konkrete Einblicke in den gelingenden Alltag von Pflegefamilien ermöglichen, um Vorurteile abzubauen.
- Austauschformate mit erfahrenen Pflegeeltern schaffen, um Erfahrungswissen zugänglich zu machen.
- Entscheidungsbegleitung statt ausschliesslicher Eignungsprüfung etablieren.
- Belastungen realistisch darstellen und gleichzeitig Bewältigungsstrategien und Handlungsoptionen vermitteln.
- Frühzeitige Sichtbarmachung bestehender Unterstützungs- und Entlastungsangebote zum Abbau von Unsicherheiten.

Die Massnahmen verfolgen das Ziel, potenzielle Pflegeeltern darin zu unterstützen, sich die Übernahme einer Pflegeelternschaft eher zuzutrauen und Unsicherheiten als normalen Bestandteil des Entscheidungsprozesses zu verstehen. Dabei ist zu betonen, dass die genannten Massnahmen nicht ausschliesslich dazu dienen sollen, möglichst *viele* Personen für eine Pflegeelternschaft zu gewinnen. Potenzielle Pflegeeltern sollen in ihrem Entscheidungsprozess angemessen begleitet werden und eine realistische Einschätzung der Anforderungen, Chancen und Grenzen entwickeln können. Eine gute Entscheidungsbegleitung schliesst auch die Möglichkeit ein, sich bewusst gegen eine Pflegeelternschaft zu entscheiden. Im Vordergrund sollte dabei das Kindeswohl stehen. Entsprechend geht es nicht um eine quantitative Gewinnung von Pflegeeltern, sondern die Vermittlung von Pflegekindern an ausreichend geeignete Personen möglich machen. Auch wenn Menschen sich die Übernahme einer Pflegeelternschaft grundsätzlich zutrauen, bleiben häufig Fragen, Unsicherheiten und widersprüchliche Gefühle bestehen. Diese scheinen aufgrund der Ergebnisse jedoch kein Zeichen mangelnder Eignung, sondern Ausdruck eines reflektierten Entscheidungsprozesses zu sein.

7.1.4 Reflexionsräume für Ambivalenzen schaffen

Aufbauend auf den Erkenntnissen zur Funktion der Ambivalenzen und Spannungsfelder im Entscheidungsprozess scheint es angezeigt, diese als Ressource und nicht als Hinderungsgrund mitzudenken und dies potenziellen Pflegeeltern auch so zu vermitteln. Die Aufgabe der Sozialen Arbeit ist dabei, den Raum für die Reflexion dieser teils widersprüchlichen Themen zu bieten, damit diese konstruktiv bearbeitet werden können.

Mögliche konkrete Massnahmen:

- Moderierte Reflexionsgespräche vor einer Entscheidung zur strukturierten Auseinandersetzung mit Erwartungen und Unsicherheiten.
- Gruppenformate mit anderen Interessierten, um unterschiedliche Perspektiven und Unsicherheiten sichtbar zu machen und diese zu bearbeiten.
- Arbeit mit Fallbeispielen um abstrakte Vorstellungen und Überlegungen greifbarer zu machen, ein realistisches Bild von Pflegeelternschaft zu vermitteln und Fehlvorstellungen vorzubeugen.
- Explizite Thematisierung eigener Bedürfnisse, Spannungsfelder und Grenzen, um die Erwartungskklärung systematisch zu begleiten.
- Anerkennung von Unsicherheiten als normaler Bestandteil einer verantwortungsvollen Entscheidung.

Potenzielle Pflegeeltern sollen durch diese Massnahmen in einem selbstreflexiven und realistischen Entscheidungsprozess unterstützt werden. Ambivalenzen können dadurch nicht als Hindernis, sondern als Ausdruck eines verantwortungsvollen und fundierten Entscheidungsprozesses verstanden werden.

7.1.5 Pflegeelternschaft als geteilte Verantwortung verstehen

Erfolgreiche Pflegeverhältnisse zeichnen sich gestützt auf die Erkenntnisse der vorliegenden Arbeit stark dadurch aus, dass das Zusammenspiel zwischen Pflegeeltern, Fachstellen, Herkunftssystemen und sozialen Netzwerken funktioniert. Das Teilen der Verantwortung mit verschiedensten Akteur:innen zum Wohl des Kindes empfinden die Befragten einerseits als entlastend, andererseits auch als potenziell belastend. Dennoch geht aus den Interviews hervor, dass Pflegeelternschaft idealerweise als gemeinschaftliche Aufgabe zu verstehen ist. Alle Befragten betonen, dass sie die Aufgabe ohne fachliche Begleitung nicht übernehmen würden bzw. übernommen hätten. Pflegeelternschaft stellt somit keine isolierte Leistung Einzelner dar, sondern ist auf Unterstützung und professionelle Begleitung angewiesen. Da eine geteilte

Verantwortung die subjektiv erwartete oder erlebte Belastung verringern kann, wird empfohlen, Pflegeelternschaft verstärkt als gemeinsame Verantwortung zu kommunizieren.

Mögliche konkrete Massnahmen:

- Unterstützungsstrukturen bereits früh im Entscheidungsprozess transparent machen.
- Netzwerkarbeit mit Herkunftssystemen stärken und als Bestandteil des Pflegeverhältnisses vermitteln.
- Kontinuierliche Begleitung statt punktueller Unterstützung anbieten.
- Soziale Ressourcen und Bezugspersonen im Umfeld systematisch in die Planung und Gestaltung der individuellen Pflegeelternschaft einbeziehen.
- Kooperation zwischen Fachstellen und Pflegefamilien als kontinuierliche, auf Augenhöhe basierende Zusammenarbeit gestalten, die durch gegenseitige Anerkennung und klare Abstimmung geprägt ist.

Die Massnahmen zielen darauf ab, Pflegeelternschaft als gemeinschaftliche, gesellschaftliche und professionell begleitete Aufgabe darzustellen. Dadurch kann das Vertrauen potenzieller Pflegeeltern in bestehende Unterstützungsstrukturen gestärkt und die wahrgenommene Belastung einer alleinigen Verantwortungsübernahme reduziert werden.

7.1.6 Begriffliche Sensibilisierung

Die Art und Weise, wie Pflegeelternschaft verstanden und vermittelt wird, wird nicht nur durch Unterstützungsstrukturen beeinflusst, sondern auch durch die verwendete Sprache. Begriffe prägen Vorstellungen darüber, wer Pflegeeltern sein kann und welche Rollen damit verbunden sind. Eine kritische Auseinandersetzung mit den verwendeten Begrifflichkeiten wird gestützt auf die Ergebnisse als sinnvoll betrachtet. Die verwendeten Begrifflichkeiten Pflegekind, Pflegemutter, Pflegevater oder Pflegefamilie transportieren teilweise bestimmte normative Vorstellungen von Geschlecht, Familie, Rollenverteilungen und Machtverhältnissen. Diese normativen Vorstellungen stimmen bei mehreren Befragten nicht mit dem eigenen Rollenverständnis überein. Die Identifikation mit der Rolle kann dadurch erschwert werden, was wiederum den Zugang zur Pflegeelternschaft und das Selbstbild beeinflusst. Eine sprachliche Sensibilisierung ist relevant, weil sich dadurch unterschiedliche Formen von Beziehung und Verantwortung besser abbilden lassen. Ergänzend ist zu berücksichtigen, dass die Bezeichnungen *Pflegemutter*, *Pflegevater*, *Pflegeeltern* und *Pflegefamilie* Begriffe beinhalten, die bereits für Personen im Herkunftssystem des Pflegekindes verwendet werden. Diese sprachliche Nähe kann den Eindruck konkurrierender Elternrollen verstärken und damit Konflikt- oder Loyalitätskonflikte begünstigen. Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, in der Öffentlichkeitsarbeit ergänzende oder alternative

Begrifflichkeiten zu verwenden, die die spezifische Rolle von Pflegeeltern ressourcenorientiert beschreiben, ohne sprachlich in Konkurrenz zum Herkunftssystem zu treten.

Mögliche konkrete Massnahmen:

- Prüfen und Weiterentwickeln von bestehenden Begriffen und sicherstellen, dass sie benennen, was die Rolle oder Aufgabe beinhaltet.
- In der Öffentlichkeitsarbeit Begrifflichkeiten verwenden, die die Ressourcen und Kompetenzen von Pflegeeltern und die Chancen der Pflegeverhältnisse in den Vordergrund stellen, ohne dass sie sprachlich in Konkurrenz zu den Rollen im Herkunftssystem stehen, um die Akzeptanz und Zugänglichkeit des Pflegeelternkonzepts zu fördern.
(z. B. Bezugsperson, Wegbegleiter:in, Alltagsbegleiter:in, Brückenbauer:in, Mentor:in, Förderperson, Chancenbegleiter:in, Unterstützungsfamilie).
- Sensibilisierung von Fachstellen für die Wirkung von Sprache und damit verbundenen Rollenzuschreibungen., damit stigmatisierende oder nicht mehr zeitgemässe Rollen- und Familienbilder nicht reproduziert werden.
- Einbezug von Zielgruppenfeedback zur Verständlichkeit unterschiedlicher Begriffe, sowie erfragen der Selbstzuschreibungen.
- Auseinandersetzung mit verwendeten Begrifflichkeiten aus Ländern, in denen familiäre Pflegeverhältnisse anerkannter sind.

Ziel ist es, Pflegeelternschaft bereits auf sprachlicher Ebene inklusiver und vielfältiger darzustellen, um auch Personen anzusprechen, die sich in normativ geprägten Rollenbildern von Familie und Elternschaft nicht wiederfinden.

7.2 Beantwortung Praxisfrage

Die Praxisfrage lässt sich dahingehend beantworten, dass potenzielle Pflegeeltern durch die Soziale Arbeit gezielter angesprochen werden können, wenn Pflegeelternschaft sichtbarer, vielfältiger und lebensweltnaher vermittelt wird. Des Weiteren ist es wichtig, verschiedene Personengruppen miteinzubeziehen und mitzudenken und diese gezielt anzusprechen. Die Entscheidung für Pflegeelternschaft ist von verschiedenen Motiven sowie der subjektiven Wahrnehmung von unterschiedlichen Ressourcen beeinflusst. Für die Soziale Arbeit bedeutet deshalb Rekrutierung nicht allein das Gewinnen passender Menschen für eine Pflegeelternschaft, sondern beinhaltet auch Zugänge, sowie Informations- und Reflexionsräume zu schaffen und den gesellschaftlichen Diskurs bezüglich Familienleitbildern voranzutreiben. Weiter soll die Soziale Arbeit Pflegeelternschaft als professionell begleitete und gemeinschaftlich getragene Aufgabe vermitteln. Obwohl die vorliegenden Handlungsempfehlungen aufzeigen, wie die Soziale Arbeit dazu beitragen kann, potenzielle Pflegeeltern zu gewinnen, liegt der Fokus darauf, Pflegeeltern in ihren individuellen Entscheidungsprozessen gut zu begleiten. Nicht die Gewinnung möglichst vieler Pflegeeltern steht dabei im Vordergrund, sondern die Förderung von fundierten und reflektierten Entscheidungen, damit möglichst geeignete Personen für die Aufgabe gewonnen werden können. Langfristig trägt dies dazu bei, dass Pflegeeltern Kindern ausserhalb deren Herkunftsfamilien stabile Lebensorte ermöglichen können und sich dabei den Anforderungen gewachsen fühlen.

8 Fazit und Ausblick

Die vorliegende Arbeit untersuchte, welche Motive zur Übernahme einer Pflegeelternschaft sich bei potenziellen Pflegeeltern finden lassen und welche Faktoren ihren Entscheidungsprozess prägen. Als zentrale Motive der Befragten für die Übernahme einer Pflegeelternschaft gingen Generativität, Wegbegleitung und Beziehung, Kompetenzerleben und persönliche Entwicklung sowie Sinnstiftung hervor. Diese Motive führten die Befragten retrospektiv häufig auf biografische Prägungen, persönliche Erfahrungen und konkrete Berührungspunkte mit belasteten Familiensystemen zurück. Die Motive allein führten noch nicht zur Entscheidung, Pflegeeltern zu werden, sondern mussten zunächst durch Wendepunkte im Lebensverlauf oder konkrete Berührungspunkte aktiviert werden. Pflegeelternschaft wurde dabei nicht gezielt als Lebensperspektive gesucht, sondern rückte häufig erst über Umwege als Antwort auf offene Lebensfragen in den Blick. Erst dadurch nahmen die Befragten sich selbst als potenzielle Pflegeeltern wahr und zogen eine Pflegeelternschaft als realistische Handlungsoption in Betracht. Eine vertiefte Auseinandersetzung setzte jedoch erst dann ein, wenn die Übernahme der Aufgabe aufgrund wahrgenommener persönlicher, sozialer, gesellschaftlicher und institutioneller Ressourcen als bewältigbar erschien. Darüber hinaus erwiesen sich gesellschaftliche Familienleitbilder und die Sichtbarkeit von Pflegeelternschaft als weitere bedeutsame Faktoren im weiteren Entscheidungsprozess. Damit liegt ein zentraler Erkenntnisgewinn der vorliegenden Arbeit darin, dass Pflegeelternschaft als mehrstufiger Entscheidungsprozess zu verstehen ist. Sie entsteht weder allein aus individuellen Motiven noch ausschliesslich aufgrund äusserer Rahmenbedingungen, sondern aus dem Zusammenspiel von Motiven, biografischen Erfahrungen, konkreten Aktivierungsmomenten sowie der subjektiven Wahrnehmung vorhandener Ressourcen. Damit erweitert die Arbeit den bisherigen Forschungsstand, der sich überwiegend auf einzelne Motive von Pflegeeltern konzentriert. Für die Gewinnung neuer Pflegeeltern bedeutet dies, dass Pflegeelternschaft nicht erst im Rahmen konkreter Rekrutierungsmassnahmen sichtbar werden sollte. Vielmehr erscheint es bedeutsam, sie bereits in unterschiedlichen Lebensphasen und gesellschaftlichen Kontexten als mögliche Form sozialer Elternschaft zugänglich zu machen. Ebenso verdeutlichen die Ergebnisse die Bedeutung gesellschaftlicher und institutioneller Unterstützung, damit Pflegeelternschaft für mehr Menschen als realistisch und bewältigbar wahrgenommen werden kann. Die vorliegende Arbeit liefert vertiefte Einblicke in individuelle Motivlagen und Entscheidungsprozesse, erhebt jedoch keinen Anspruch auf Repräsentativität. Aufgrund des kleinen Samples lassen sich die Ergebnisse nicht auf alle Pflegeeltern übertragen. Sie liefern jedoch Hinweise auf weiterführende Forschungsfragen. Insbesondere besteht weiterer Forschungsbedarf dazu, welche Gruppen potenzieller Pflegeeltern bislang kaum erreicht werden und aus welchen Gründen. Ebenso gilt es weiter zu untersuchen, welche Lebensphasen oder

biografischen Wendepunkte eine Auseinandersetzung mit einer Pflegeelternschaft begünstigen und wie Menschen in diesen Situationen gezielter angesprochen werden können. Zudem sollte untersucht werden, wie Informations- und Ansprachestrategien unterschiedliche Lebensrealitäten besser berücksichtigen können. Diesbezüglich könnten Unterschiede zwischen verschiedenen Formen von Pflegeverhältnissen sowie die Bedeutung gesellschaftlicher Familienleitbilder und institutioneller Rahmenbedingungen vertieft untersucht werden. Abschliessend verdeutlicht die vorliegende Arbeit, dass Pflegeelternschaft nicht allein eine individuelle Entscheidung, sondern auch ein gesellschaftlich geprägter Prozess ist. Soll der bestehenden Knappheit an Pflegefamilien langfristig begegnet werden, genügt es daher nicht, ausschliesslich neue Pflegeeltern zu rekrutieren. Ebenso wichtig ist es, Pflegeelternschaft als selbstverständliche und vielfältige Form sozialer Elternschaft sichtbar zu machen sowie Rahmenbedingungen zu schaffen, die es Menschen ermöglichen, diese Lebensperspektive überhaupt für sich in Betracht zu ziehen. Damit leistet die vorliegende Arbeit einen Beitrag zum besseren Verständnis dafür, warum Menschen Pflegeeltern werden und liefert zugleich Anknüpfungspunkte für die Weiterentwicklung von Forschung und Praxis des Pflegekinderwesens in der Schweiz. Langfristig kann dies dazu beitragen, mehr geeignete Menschen zu gewinnen, die bereit sind, einem nicht-leiblichen Kind einen Platz im eigenen Leben zu geben.

² Für die Verbesserung der Sprache und Rechtschreibkorrektur der gesamten Arbeit wurde OpenAI. (2026). ChatGPT Juli Version GPT-5.5. <https://chatgpt.com/> verwendet.

9 Literatur- und Quellenverzeichnis

- Abderhalden, I. & Jüngling, K. (2019). *Selbstwirksamkeit: Eine Orientierungshilfe für Projekt- und Programmleitende der kantonalen Aktionsprogramme zur Förderung von Selbstwirksamkeit und Lebenskompetenzen* [Broschüre]. Gesundheitsförderung Schweiz.
- Achtziger, A. & Gollwitzer, P. M. (2009). Rubikonmodell der Handlungsphasen. In V. Brandstätter & J. H. Otto (Hrsg.), *Handbuch der Allgemeinen Psychologie: Motivation und Emotion* (S. 150-156). Hogrefe.
- Amt für Jugend und Berufsberatung Kanton Zürich. (o. J.). *Pflegefamilie werden?*
<https://pflegefamilien.zh.ch/pflegefamilie-werden/wie-werden-wir-eine-pflegefamilie/>
- Avenir Social (Hrsg.). (2026). *Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz: Ein Argumentarium für die Praxis* [Broschüre].
- Berner, S., Furrer, B., Meierhofer, K., & Seiterle, N. (2020). *Forschungsbedarf im Pflegekinderbereich Schweiz: Analyse im Rahmen des Projekts Pflegekinder – next generation*. Palatin-Stiftung.
- Bombach, C. & Wolf, K. (2021). Matching – Passungsherstellung und die Stabilität von Pflegeverhältnissen. In T. Gabriel & R. Stohler (Hrsg.), *Abbrüche von Pflegeverhältnissen im Kindes- und Jugendalter: Perspektiven und Herausforderungen für die Soziale Arbeit* (S. 104-137). Beltz Juventus.
- Brinks, S. & Metzdorf, A. (2020). *Migration in der Pflegekinderhilfe. Eine Handreichung mit Anregungen für die Praxis*. In Kompetenzzentrum Pflegekinder e. V. (Hrsg.), *Kaleidoskop migrationssensible Pflegekinderhilfe* (S. 12–19). Kompetenzzentrum Pflegekinder e. V.
- Colombo, A., Lambert, B., Rein, A. & Schnurr, S. (2023). *Schlussbericht zum Projekt «Pflegekinder – next generation: Vergleich von kantonalen Strukturen»*. https://pflegekinder-nextgeneration.ch/wp-content/uploads/2023/11/Schlussbericht_-Vergleich-kantonaler-Strukturen_30.09.2023_def_mit-Korrekturen_09.10.2023.pdf
- Deci, E. L., & Ryan, R. M. (1993). Die Selbstbestimmungstheorie der Motivation und ihre Bedeutung für die Pädagogik. *Zeitschrift für Pädagogik*, 39(2), 223–238.
<https://doi.org/10.25656/01:11173>
- Fachverband DAF Pflegekind. (o.J.). *Home*. <https://daf-pflegekind.ch/>
- Fitz-Klausner, S., Schondelmayer, A.-C., & Riegel, C. (2021). Familie und Normalität: Einführende Überlegungen. In A.-C. Schondelmayer, C. Riegel, & S. Fitz-Klausner (Hrsg.), *Familie und Normalität: Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse* (S. 7–21). Barbara Budrich.
<https://doi.org/10.2307/j.ctv1bvndpc.3>
- Gabriel, T., & Keller, S. (2020). Soziale Elternschaft und soziale Zugehörigkeit: Reflexionen der Zürcher Adoptionsstudie. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 23(2), 295–322.
<https://doi.org/10.1007/s11618-020-00937-x>
- Gassmann, Y. (2009). *Pflegeeltern und ihre Pflegekinder: Empirische Analysen von Entwicklungsverläufen und Ressourcen im Beziehungsgeflecht*. Waxmann.

- Haller, L. Y. (2022). Eltern-Kind-Zuordnung. In L. Y. Haller & A. Schlender (Hrsg.). *Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft* (S. 131-134). Barbara Budrich. <https://doi.org.10.3224/84742367>
- Heckhausen, J. & Heckhausen, H. (2025). *Motivation und Handeln* (6.Aufl.). Springer.
- Helfferrich, C. (2022). Leitfaden- und Experteninterviews. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (3. Aufl., S. 875–892). Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-37985-8_55
- Helming, E., Sandmeir, G., Kindler, H. & Blüml H. (2010). Strukturelle Aspekte der Pflegekinderhilfe. In H. Kindler, E. Helming, T. Meysen & K. Jurczyk (Hrsg.), *Handbuch Pflegekinderhilfe* (S. 103–127). Deutsches Jugendinstitut e. V.
- Jespersen, A. (2015.) Gleichgeschlechtliche Paare in der Pflegekinderhilfe. In K. Wolf (Hrsg.), *Sozialpädagogische Pflegekinderforschung* (S. 157-280). Julius Klinkhardt.
- Kindler, H., Scheuerer-Englisch, H., Gabler, S., & Köckeritz, C. (2011). Pflegekinder: Situation, Bindungen, Bedürfnisse und Entwicklungsverläufe. In H. Kindler, E. Helming, T. Meysen, & K. Jurczyk (Hrsg.), *Handbuch Pflegekinderhilfe* (S. 128–223). Deutsches Jugendinstitut e.V.
- Konferenz der kantonalen Sozialdirektorinnen und Sozialdirektoren (SODK) & Konferenz für Kindes- und Erwachsenenschutz (KOKES). (2020). *Empfehlungen der Konferenz der kantonalen Sozialdirektorinnen und Sozialdirektoren (SODK) und der Konferenz für Kindes- und Erwachsenenschutz (KOKES) zur ausserfamiliären Unterbringung*. https://www.kokes.ch/application/files/1916/1130/8588/DE_Einelseiten.pdf
- Konferenz der kantonalen Sozialdirektorinnen und Sozialdirektoren (SODK) & Konferenz für Kindes- und Erwachsenenschutz (KOKES). (2021). *Empfehlungen zur ausserfamiliären Unterbringung*. https://www.kokes.ch/application/files/2916/1130/8627/MM_KOKES_Empfehlung_Platzierung.pdf
- Konferenz für Kindes- und Erwachsenenschutz (KOKES). (2024). *KOKES-Statistik 2024: Kinder – Bestand nach Massnahmenart und Kanton*. https://www.kokes.ch/application/files/8517/6738/5058/KOKES-Statistik_2024_Kinder_Bestand_nach_Massnahmenart_und_Kanton.pdf
- Krumbholz, B. (2011). Werbung von Pflegeeltern und Öffentlichkeitsarbeit am Beispiel des freien Trägers PiB – Pflegekinder in Bremen gGmbH. In H. Kindler, E. Helming, T. Meysen, & K. Jurczyk (Hrsg.), *Handbuch Pflegekinderhilfe* (S. 376–395). Deutsches Jugendinstitut e. V.
- Linek, L., Peukert, A., Teschlade, J., Motakef, M., Wimbauer, C. (2022). Soziale Elternschaft. In L. Y. Haller & A. Schlender (Hrsg.). *Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft* (S. 377-387). Barbara Budrich. <https://doi.org.10.3224/84742367>
- Lück, D. & Ruckdeschel, K. (2015). Was ist Familie? Familienbilder und ihre Vielfalt. In N. F. Schneider, S. Diabaté & K. Ruckdeschel (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland: Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben* (S. 61–76). Barbara Budrich.

- Magalhães, E., Costa, P., Pinto, V. S., Graça, J., Baptista, J., Ferreira, S., Castro, E., Anjos, C., & Gouveia, L. (2022). *Reasons, willingness, and intention to be a foster family: A community-sample study*. *Children and Youth Services Review*, 142, 1-9.
<https://doi.org/10.1016/j.chilyouth.2022.106648>
- Mayer, H. O. (2008). *Interview und schriftliche Befragung: Entwicklung, Durchführung und Auswertung* (4., überarb. u. erw. Aufl.). Oldenbourg.
- Metzger, M. (2022). Wie das Leben in einer Pflegefamilie gelingt. *ARTISET*, 2022 (03).
- PACH Pflege- und Adoptivkinder Schweiz. (o. J.). *Wer kann Pflegeeltern werden?*
<https://pa-ch.ch/faq/>
- Palatin Stiftung. (o. J.-a). *Pflegekinder- next generation*.
<https://www.palatin.ch/projekt/pflegekinder-next-generation/>
- Palatin Stiftung. (o. J.-b). *Die Palatin Stiftung*. <https://www.palatin.ch/>
- Palatin Stiftung (2023). *Die Pflegekinderhilfe in der Schweiz stärken*. Palatin Stiftung
- Paone, A. & Reichen, P. (2021, 9. Oktober). Wenig Pflegeplätze für belastete Kinder. *Tages-Anzeiger*. <https://devenir-famille-accueil.ch/wp-content/uploads/2022/12/article-TagesAnzeiger-20211009.pdf>
- Pflegekind Bern. (o. J.). *Infos für Pflegefamilien*. <https://www.pflegekindbern.ch/infos-fuer-pflegefamilien.html>
- Piller, E. M. & Schnurr, S. (2013). Forschung zur schweizerischen Kinder- und Jugendhilfe- eine Einleitung. In E. M. Piller & S. Schnurr (Hrsg.). *Kinder und Jugendhilfe in der Schweiz: Forschung und Diskurse* (S.7–19). Springer VS.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-19061-7>
- Reimer, D., van Oordt, N., & Knoll, A. (2025). *Das Familiäre in Pflegefamilien*. Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit, 33, 1–24. <https://doi.org/10.33058/szsa.2025.3001>
- Schnurr, S., Ramsauer, N., Kilde, G., Guex, C., Leresche, F., Schoch, A., Galle, S., Lambert, B., & Rein, A. (2025). Wie ist die Pflegekinderhilfe in der Schweiz organisiert? Rechtsgrundlagen, Organisationsmodelle und Zuständigkeiten. In K. Wolf, G. Aeby, A. Colombo, S. Köngeter, D. Reimer, & S. Schnurr (Hrsg.), *Herausforderungen der Pflegekinderhilfe: Partizipation, Begleitung, Akteure, Strukturen* (S. 190-214). Beltz Juventa. <https://doi.org/10.3262/978-3-7799-7899-2>
- Schondelmayer, A.-C. (2021). Familie, Herkunft und Normalität. In A.-C. Schondelmayer, C. Riegel, & S. Fitz-Klausner (Hrsg.), *Familie und Normalität: Diskurse, Praxen und Aushandlungsprozesse* (S. 23-41). Barbara Budrich.
<https://doi.org/10.2307/j.ctv1bvndpc.3>
- Schweizerische Fachstelle Pflegefamilie. (2021a, 21. Oktober). *Sind Pflegeeltern beim Staat angestellt? Gibt es einen Vertrag und wer unterschreibt diesen?*
<https://www.fachstelle-pflegefamilie.ch/post/sind-pflegeeltern-beim-staat-angestellt-gibt-es-einen-vertrag-und-wer-unterschreibt-diesen>

Schweizerische Fachstelle Pflegefamilie. (2021b, 21. Oktober). *Pflegegeld: Wie hoch ist das Pflegegeld?* <https://www.fachstelle-pflegefamilie.ch/post/pflegegeld-wie-hoch-ist-das-pflegegeld>

Seiterle, N. (2017). Pflegekinderhilfe in der Schweiz: Aktuelle Zahlen und Strukturen. *Forum Erziehungshilfen*, 23(5), 305–308.

Van Santen, E., Pluto, L. & Peucker C. (2019). *Pflegekinderhilfe- Situation und Perspektiven. Empirische Befunde zu Strukturen, Aufgabenwahrnehmung sowie Inanspruchnahme*. Beltz Juventa.

Vaskovics, L. A. (2020). Soziale Elternschaft. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 23(2), 269–293. <https://doi.org/10.1007/s11618-020-00938-w>

Wanner, C. (2023, 21. November). Studie zu Pflegekindern: Fremdplatzierte Kinder sollen mitbestimmen dürfen. *SRF News*. <https://www.srf.ch/news/schweiz/studie-zu-pflegekindern-fremdplatzierte-kinder-sollen-mitbestimmen-duerfen>

PAVO Verordnung vom 19. Oktober 1977 über die Aufnahme von Pflegekindern, SR 211.222.338.

UN-KRK Übereinkommen über die Rechte des Kindes vom 20. November 1989, SR 0.107.

ZGB Schweizerisches Zivilgesetzbuch vom 10. Dezember 1907, SR 210.

10 Anhang

A Interviewleitfaden

Leitfadeninterview für Bachelorarbeit

Elternschaft jenseits der Biologie - Warum Menschen Pflegeeltern werden.

Name der interviewten Person:

Datum:

Leitfadeninterview: Fragenstruktur

A. Einstieg [ca. 10 Min.]

Ziel: Vertrauensaufbau, biografische Einbettung, Aktivierung narrativer Erzählungen

0. Uns und unsere Beweggründe für Themenwahl vorstellen, Ablauf erklären
1. *„Möchten Sie zu Beginn kurz etwas über sich erzählen?
Zum Beispiel: Wer sind Sie, wie leben Sie aktuell, und wie sieht Ihre familiäre Situation aus?“*

→ ggf. sanfte Nachfragen:

- Lebensform (alleinlebend, Paar, Familie, Patchwork etc.)
- Berufliche Situation
- Kinder (eigene / keine / erwachsene)
- Stand im Entscheidungsprozess

B. Biografische Erfahrungen und Prägungen / Zugang zum Thema Pflegeelternschaft [ca. 10 Min.]

Ziel: Biografie als Einflussfaktor sichtbar machen / Zugang zum Thema, Auslöser, erste Impulse

2. *„Erinnern Sie sich daran, wann und wie das Thema Pflegeelternschaft zum ersten Mal in Ihrem Leben aufgetaucht ist?“*
3. *(„Was hat Sie damals besonders angesprochen oder nachdenklich gemacht?“)*
4. *„Gibt es Erfahrungen in Ihrem Leben, von denen Sie denken, dass sie Ihren Blick auf Pflegeelternschaft geprägt haben?“*

Mögliche Anknüpfungspunkte:

- Gab es ein konkretes Ereignis, eine Person oder Erfahrung?
- War das Thema eher plötzlich da oder ein längerer Prozess?
- Welche Gefühle waren damit verbunden?

- Eigene Kindheit / Herkunftsfamilie
- Erfahrungen mit Trennung, Verlust, Fremdplatzierung
- Berufliche Erfahrungen (z. B. Sozialbereich, Pflege, Bildung)
- Eigene Elternbilder

C. Persönliche Motive und Bedürfnisse [ca. 15 Min.]

Ziel: Motive erfragen, ohne sie vorzugeben

5. *„Was würden Sie sagen: Was hat Sie persönlich am stärksten motiviert, eine Pflegeelternschaft in Betracht zu ziehen?“*
6. *„Gibt es Werte oder Haltungen, die für Sie dabei eine wichtige Rolle spielen?“*

Mögliche Nachfragen:

- Sinn
- gesellschaftlicher Beitrag
- Wunsch nach Beziehung / Bindung
- Weitergabe von Erfahrungen
- Gestaltung von Familie jenseits biologischer Elternschaft

D. Entscheidungsprozess und innere Auseinandersetzung [ca. 15 Min.]

Ziel: Entscheidungslogik, Abwägungen, Zweifel, Dynamiken

7. *„Welche Überlegungen oder Fragen waren/sind für Sie besonders wichtig in diesem Prozess?“*
8. *„Gab es Momente von Zweifel oder Unsicherheit? Wenn ja, worum ging es dabei?“*

Mögliche Nachfragen:

- Eigene Grenzen / Belastbarkeit
- Verantwortung / Dauer / Ungewissheit
- Rolle der Herkunftsfamilie des Kindes
- Abgrenzung zu Adoption oder biologischer Elternschaft

E. Soziale und strukturelle Einflussfaktoren [ca. 5 Min.]

Ziel: Kontextualisierung des Entscheidungsprozesses

9. *„Wie haben Menschen in Ihrem Umfeld auf Ihre Überlegungen reagiert?“*
10. *„Gab es institutionelle oder gesellschaftliche Faktoren, die Ihren Entscheid beeinflusst haben / beeinflussen?“*

Mögliche Nachfragen:

- Familie, Freundeskreis
- Fachstellen, Behörden, Informationsveranstaltungen
- Gesellschaftliche Vorstellungen von Familie
- Rechtliche, finanzielle oder organisatorische Aspekte

F. Aktuelle Situation, Ausblick & Abschluss [ca. 10 Min.]

Ziel: Metareflexion und Raum für Ungesagtes

11. *„Wo stehen Sie aktuell im Prozess – und wie erleben Sie diese Phase?“*
12. *„Gibt es etwas, das Ihnen im Zusammenhang mit Pflegeelternschaft besonders wichtig ist, das wir noch nicht angesprochen haben?“*
13. *„Was würden Sie Menschen sagen, die sich zum ersten Mal mit dem Gedanken beschäftigen, Pflegeeltern zu werden?“*
14. *(Falls Personen bereits Pflegeeltern sind) Wünschen Sie sich mehr Unterstützung innerhalb der Pflegeelternschaft, wenn ja, in welcher Form?*
15. *„Wenn Sie in die Zukunft blicken: Was wünschen Sie sich in Bezug auf Pflegeelternschaft?“*

➔ Dank & Abschluss

B Deduktive Kategorien für Interviewleitfaden

OBERKATEGORIE	Unterkategorie
Zugang	Auslöser für Auseinandersetzung mit Pflegeelternschaft Berührungspunkte Erlebnisse Vorstellungen von Elternschaft
Generativität	Weitergabe von Erfahrungen Fürsorge über Generationen hinweg
Wegbegleitung	Unterstützung Stabilität Entwicklungsbegleitung des Kindes
Persönliche & familiäre Bereicherung	Emotionale, rationale, identitätsbezogene Gewinne
Sinnstiftende Tätigkeit	Gesellschaftlicher Beitrag «etwas Sinnvolles» tun
Familiengestaltung	Alternative Familienformen Bewusste Lebensentwürfe Verständnis von «Elternschaft»
Beziehung & Bindung	Nähe Verantwortung Bindungswünsche
Belohnung & Anerkennung	Wertschätzung Bestätigung Soziale Anerkennung
Einflussfaktoren im Entscheidungsprozess	Umfeld / Gesellschaft Rechtliche, finanzielle, organisatorische Aspekte Unterstützungsangebote Antrieb / Zusammenhänge

(Eigene Darstellung)

C Einwilligungserklärung

Einwilligungserklärung zur Erhebung und Verarbeitung personenbezogener Interviewdaten

Titel Bachelorarbeit: Elternschaft jenseits der Biologie – Warum Menschen Pflegeeltern werden.

Durchführende Studierende: Olivia Bossert & Nicole Neuenschwander

Begleitperson HSLU: Marius Metzger

Interviewdatum:

Die Interviews werden mit einem Audio-Aufnahmegerät aufgezeichnet und anschliessend von den Studierenden in Schriftform gebracht. Für die weitere wissenschaftliche Auswertung der Interviewtexte werden alle Angaben, die zu einer Identifizierung der Person führen könnten, verändert oder aus dem Text entfernt.

Für die Auswertung werden ausschliesslich Tools und Verfahren angewendet, die den datenschutzrechtlichen Vorgaben entsprechen.

In wissenschaftlichen Veröffentlichungen werden Interviewinhalte nur in Ausschnitten zitiert, um gegenüber Dritten sicherzustellen, dass der entstehende Gesamtzusammenhang von Ereignissen nicht zu einer Identifizierung der Person führen kann.

Personenbezogene Kontaktdaten werden von Interviewdaten getrennt für Dritte unzugänglich gespeichert. Nach Beendigung des Forschungsprojekts bzw. Publikation der Bachelorarbeit werden Ihre Kontaktdaten gelöscht.

Ich bin damit einverstanden:

Vorname; Nachname in Druckschrift

Ort, Datum / Unterschrift